



Langlebigkeit Hundert Jahre werden?

Informationsbrief
Nr. 73/3-2012
für
Juli
August
September



Losung für den Monat August 2012
Gott heilt, die zerbrochenen Herzens sind,
und verbindet ihre Wunden.
Psalm 147,3



Liebe Leserinnen und liebe Leser,

Die Gesundheit ist das Höchste. Bei diesem Wunsch ist der Gedanke mächtig, dass wir uns hier in unserer irdischen Existenz noch verwirklichen und noch viel erreichen wollen.

Dagegen steht die andere Sicht: Gottes Wirken steht über allem. Gott waltet über uns allen. Auf seine Gnade dürfen wir bauen, gleich wie sich unsere irdische Situation entwickelt. Er nimmt alle auf: Starke und Schwache, Gesunde und Kranke, Kraftstrotzende und Ohnmächtige. Auch brüchiges Leben hat in Gottes Heilsplan seinen Platz.

Der Monatsspruch für August, den uns Liesel Pohl auslegt, spricht davon, dass zerbrochene Herzen aufgerichtet und Wunden geheilt werden. Für all solche Zusage, Zuversicht und Gnade soll daher gedankt werden.

Da trifft es sich gut, dass uns unser früherer Kuratoriumsvorsitzender Friedrich Thiele darauf hinweist, dass unsere Jahreslosung von der in den Schwachen mächtigen Kraft Gottes in ihrer paulinischen Einleitung den Hinweis auf die Gnade Gottes enthält. Auch hier also vernehmen wir die Gewissheit, dass über aller Aufhilfe göttliches Heil steht, wie sich unsere irdische Existenz auch anlässt.

Stets dürfen wir auf Gottes Verheißung und Zusage hoffen. Auch wenn sich unsere irdischen Gesundheitswünsche an unseren letzten, späten Geburtstagen nicht mehr voll erfüllen sollten. Der August-Monatsspruch und Jahreslosung ergänzen sich trefflich. Wir erweitern deshalb unsere Andacht diesmal mit den Zeilen Liesel Pohls und Friedrich Thieles in eine zweifache Besinnung.

Diese Überlegungen von der über allem schwebenden göttlichen Hoffnungs-Ansage mögen über all unseren in diesem Heft zusammen getragenen Überlegungen zur Gesellschaft des langen Lebens und der aktiven Alten stehen, wünscht

Ihr

Kurt Wikenböcker

Inhalt

- 2 Grußwort
- 3 Inhalt
- 4 Andachten

Kurzgeschichte

- 10 Nächtliche Ruhestörung

Aus Kirche, Politik und Gesellschaft

- 13 Verantwortung vor dem Vergnügen
- 18 Den Zerfall ausbremsen
- 22 Beim Umbruch gestaltend mitwirken
- 25 Dem Übel auf der Spur
- 27 Offensiv und mutig sein
- 29 Gemeinsam stark sein
- 29 Jedes Alter hat Zukunft
- 30 Würdevoll umsorgen
- 30 Evas florale Ornamentik
- 32 Dirigent der Wende

Aktuelle Seniorenthemen

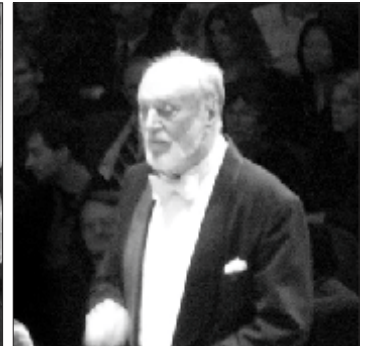
- 34 Du bist immer noch schön
- 37 Vom Alltag abschalten
- 39 Respektloser Umgang
- 41 Lehren aus der Verletzlichkeit anderer
- 43 Dem Selbstwert aufhelfen

Aus den Evangelischen Seniorenwerk

- 46 Auf Tuchfühlung mit neuem Sitz
- 47 Birkenblätter für die Zukunft
- 50 Auf Ältere einstellen
- 52 Einkehr und Zuspruch
- 53 Aus dem Tropfen wird guter Regen
- 56 Alte können bei der Kirche andocken
- 57 Ehrung Hans Steinackers
- 57 Lohn des Lotsendienstes
- 58 Das Selbstverständliche getan
- 59 Versöhnlich Altern
- 59 Briefe wiederbeleben
- 59 Die Schätze verwandeln
- 61 Die hilfreiche Arche Noah

Hinweise und Mitteilungen

- 63 Für Sie gelesen
- 66 Mentor werden
- 67 Wichtige Gottesfrage
- 68 Auch leise Töne helfen
- 70 Aufnahmeantrag
- 71 Impressum



Andacht von
Liesel Pohl,
Hamburg,
ESW-Vorstands-
mitglied



Die Kraft der Zuversicht

Gedanken zum Monatsspruch für August

„Gott heilt, die zerbrochenen
Herzens sind und verbindet
ihre Wunden“

Psalm 147,3

„Hauptsache gesund!“ So heißt es häufig bei Geburtstagsgratulationen. Wer möchte nicht heil sein, an Leib und Seele?! Beim Bedenken des Monatsspruchs für den August 2012 bewegte mich zuerst der Gedanke, dass viele Menschen so die Prioritäten für ihre Lebensperspektiven beschreiben. Und ich selbst freue mich ja auch an guten, heilsamen Tagen.

Dagegen: Ausgelaugt, keine Kraft mehr, alle Reserven sind erschöpft und quälende Schmerzen.

Das ist schwer zu ertragen. Aber es gibt auch Menschen, die keine Hoffnung auf Heilung haben und sich trotzdem nicht als hoffnungslose Fälle verstehen. Sie strahlen Zuversicht aus. Sie ermuntern Hoffnungslose. Andere werden in ihrer Nähe gestärkt. Woher nehmen sie diese Kraft? Ist es das Wissen: „Ich kann nicht tiefer fallen als in Gottes Hand?“

Nach diesen ersten Überlegungen las ich den ganzen Psalm. Schon die unterschiedlichen Überschriften in verschiedenen Bibelübersetzungen zeigten mir noch eine andere Tendenz. Da heißt es: „Der gnädige und mächtige Gott“ oder „Gottes Walten in der Schöpfung“, und auch „Lobpreis der schenkenden Gnade Gottes“. Da werden nicht die Krankheiten und Blessuren des Lebens zum Thema gemacht, sondern Gott selbst und sein Handeln. Es beginnt mit: „Lobet den Herrn!“ Das gemeinsame Glaubensgut der Gemeinde findet in diesem Gebet seinen Ausdruck.

Und so hat der Vers der Monatslosung tröstlichen Charakter. Wir dürfen darin ablesen, wie Gott der Heiland der Notleidenden ist. Der Psalmist zählt viele Beispiele auf, wie er Gott in seiner Größe und seinem Heilshandeln erlebt. Das zu besingen ist schön. Aber es ist nicht nur notwendig. Des Notwendigen entledigt man sich nicht aus Gehorsam. Das Lob Gottes ist mehr als eine aus Gehorsam zu leistende Aufgabe. Es ist schön und köstlich. Es nimmt Beschlag von unseren Herzen. Es macht reich.

So viel Anlass gibt es zum Lob Gottes. So viel wie das Tun Gottes vielfältig ist. ER baut, verbindet, richtet auf, lässt wachsen. So zieht es sich durch den ganzen Psalm hindurch. Wir sollen und dürfen sehen lernen, wie Gott sich der Bedrängten annimmt und eine Hoffnung aufrichtet über dem Leben, das in die Brüche gegangen ist. Der Psalmist glaubt durch allen Tumult der Geschichte und des Unheilen hindurch an den sich schenkenden Gott. Seine Erfahrungen mit Gott begründen seinen Glauben. Gott beschreitet zur Heilung von Menschen viele Wege. Die ärztliche Kunst ist sein Geschenk an uns, ebenso die Heilmittel der Natur. Und mal genesen wir durch eine heilsame Begegnung, weil unsere Lebenseinsichten neue Impulse empfangen. Es gibt so vieles, was uns gut tut. Wenn wir wachsam Gottes Führung dahinter sehen, dann merken wir, dass Gott uns liebevoll im Blick hat. Wir sind Angesehene vor ihm.

Ganz sicher haben wir nicht für alle schmerzlichen Erlebnisse im eigenen Leben wie im gesamten Weltgeschehen eine uns befriedigende

Erklärung. Wir haben aber eine Adresse für unsere Fragen, vielleicht auch für unsere Proteste. Der Psalmist übergeht jedenfalls nicht die „Wunden“ und „zerbrochenen Herzen“. Nur lässt er sich den Blick für den barmherzigen und liebenden Gott davon nicht verstellen. Ihm kann man sich anvertrauen. Von seiner Zuwendung und Gnade dürfen wir leben.

Wenn ein Kind sich nicht wohl fühlt, lindert zu- meist die Nähe der Mutter die Schmerzen des Kindes. Die Nähe Gottes bedeutet allein schon Heil. Wenn wir von ihm getrennt leben müssten, dann wäre das bis aufs letzte notvoll. Gott verspricht uns Christen nicht ein belastungsfreies Leben. Seine Zusage aber gilt, dass er uns nicht allein lässt. „Ich bin der ‚ICH bin da‘“, so stellt sich Gott Mose mit seinem Namen vor (2. Buch Mose 3,14). Und wissen zu dürfen, dass Gott bei mir, bei uns ist, das ist tröstlich und heilsam. Die Erfahrung, dass Gott uns annimmt, ermöglicht, dass wir uns auch selbst annehmen können, durch unsere Hingabe an ihn. Heilung liegt letztlich in unserer Hingabe an Gottes umfassende, unendliche Liebe. Der Dichter des Psalms feiert Jahwe als den Retter Israels, den Schöpfer der Natur, den Freund der „Armen“.

Wie feiern wir ihn? Grund zum Vertrauen und zum Staunen über seine Liebe haben auch wir reichlich. Darum: Wir danken dir, Gott, dass du uns deine Güte und Treue erweist. Zuversicht und Hoffnung sind in den aussichtslosen Zeiten bei Dir zu suchen.

Mit jedem eigenen kleinen Schritt auf den anderen zu wird die Welt ein kleines bisschen anders, als sie vorher war. Das wäre doch schön.

Nyree Heckmann

Gnade als verpflichtende Zusage

Eine Erweiterung der Jahreslosung

von Pfarrer Dr. Friedrich Thiele, Kassel

In der allgemein publizierten evangelischen Jahreslosung 2012 fehlt der einleitende Text. 2. Korinther 12,9 lautet vollständig „Jesus Christus spricht: Lass dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“. Allgemein wird bei dem Begriff Gnade angenommen, er sei etwas fremd Religiös-Christliches und spiele in Gottesdiensten seine Rolle. Dort wird die Gnade im abschließenden Segen gespendet. Genaueres darüber weiß man nicht. Deshalb denken wir dem einmal theologisch nach und merken: Gnade betrifft uns mehr als wir meinen.



Dr. Friedrich Thiele

Wir untersuchen zu- nächst den alltäglich verbreiteten Gebrauch des Wortes als Substantiv Gnade sowie als Adverb oder Adjektiv gnädig.

Begriffliche Zusammensetzungen
Es gibt verschiedene

Zusammensetzungen. Da begegnet uns das Gnadenbrot, also eine milde Gabe an Hungern- de. Juristisch gefärbt kennen wir die Redewen- dung „Gnade vor Recht“ ergehen lassen. Hierher gehört ferner die Bemerkung, dass jemand eine Gnadenfrist genehmigt bekommt, nachdem er ein Gnadengesuch einreichte. Verwandt damit ist der Gnadenstoß. Zuweilen erfahren von einer Gnadenhochzeit, also einer siebzig Jahre wäh- renden Ehe. Und wir wissen, dass manche Me- dien gnadenlos wirken mit ihrem skrupellosen Verhalten. Es scheint wichtig zu sein, wenn je- mand nach einer schweren Verfehlung als Reak-

tion erfährt, dann „gnade Dir Gott“. Was denken wir eigentlich bei der in verschiedenen Gesellschaftsschichten üblichen Anrede „gnädige Frau“? Ist damit eine überlegene Herablassung oder andererseits Untertänigkeit gemeint? Einst gab es die hoheitliche Anrede bei Adeligen „euer Gnaden“.

Dieses Bündel von Zusammensetzungen zeigt jeweils eine meist positive Zuwendung oder Anerkennung, die Personen von außen her zuteil wird. Hinter der Zuwendung von Gnade steckt jeweils jemand, der dazu die nötige Macht und Reichweite hat. Gnade bezeichnet nach der indogermanischen Wortfamilie das Erzeugen von Wohlbefinden bei anderen. Damit nähern wir uns der religiösen Quelle dieses Begriffes, dem christlichen Glauben aus der Bibel. Um es gleich anzudeuten: es geht um Gottes wohlwollende Zuwendungen gegenüber uns Menschen.

JAHRESLOSUNG 2012

Kraft

Jesus Christus spricht:
 Meine Kraft ist
 in den Schwachen
 mächtig.

mächtig

2. KORINTHER 12,9

Vorkommen von Gnade in der Bibel

Im Neuen Testament steht 155mal der Begriff Gnade und im Alten Testament sogar 245mal (davon allein im Psalter 127mal). Das sind zusammen 400mal das alttestamentlich hebräische *chæsæd* sowie das neutestamentlich griechische *charis*. Neben dem Substantiv haben wir noch das Adjektiv und Adverb *chasisd* (treu, fromm), zusammen 32mal. *Chæsæd* lässt sich übersetzen neben Gnade mit Güte, Gunst und Verbundenheit. Es steht oft in Verbindung mit Treue und Bund sowie Erbarmen. Wenn wir über die Gnade nachdenken, ist es sinnvoll, nach ihr in dem Buch zu forschen, worin sie häufig her- und vorkommt.

Das Hebräische, in dem das Alte Testament geschrieben ist, kennt keine Abstrakta, deshalb ist Gnade in der alten Übersetzung mit einem Seil vergleichbar, das jemanden oder eine Sache anbindet und damit festhält. Gnade kann also als Verbundenheit verstanden werden.

Was ist gemeint? Es geht weniger um ein Verhalten von Freundlichkeit, sondern mehr um die Begründung einer Verhaltensweise, die eine Verpflichtung enthält. Dabei denken wir an die Verbindungen zwischen Mann zu Frau, Eltern zu ihren Kindern, Vorgesetzten gegenüber Untergebenen; auch die Verbindung von Vergebung gegenüber der Sünde. Jedes Mal schafft der Handelnde ein Gemeinschaftsverhältnis, worin er sich zu bewähren hat. Gnade erweist sich in Einzelerweisungen, die eine Hoffnung eröffnen. Damit ergibt sich ein Übergewicht der Aktion auf der einen Seite als Güte Jahwes, die andere ist hoffentlich annehmend. Das hängt im Alten Testament eng zusammen mit der erwähnten Verbindung von „Gnade und Recht (genauer Gerechtigkeit)“. Diese Gemeinsamkeit hat Gott seinem Volk Israel als Gerechtigkeit angeboten und erwartet, dass es diesem auch gerecht wird. Das ist der einzige Weg zu unserem vollkommenen Heil.

Gnade erweist sich in Einzelerweisungen, die eine Hoffnung eröffnen. Gottes unbegreifliche Großzügigkeit überfällt uns buchstäblich. Bereits beim allerersten Vorkommen dieses Begriffes in

der Bibel (Genesis 6,8) zeigt sich das in besonderer Weise. Es handelt sich um den bekannten Bericht von der Ankündigung der Sintflut und dem Bau der Arche durch Noach. Gott stellte fest, dass die Menschen sich nicht so verhielten, wie er es gemeint hatte, ihre „Bosheit war groß auf Erden und alles Dichten und Trachten immer nur böse. Da reute es dem Herrn, auf der Erde den Menschen gemacht zu haben. Er sagte: Ich will den Menschen, den ich erschaffen habe, vom Erdboden vertilgen. ... Nur Noach fand Gnade in den Augen des Herrn. ... Da sprach Gott zu Noach: ... Mache dir eine Arche. ... Alles auf Erden soll verenden. Mit dir aber schließe ich meinen Bund. Geh in die Arche“. Noach und seine Familie waren die beschützte, am Leben bleibende, nicht näher begründete Ausnahme, mit denen ein Neuanfang geschah.

Bevor wir zur Besinnung kommen, hat Gott schon gnädig gewirkt. Zum Beispiel in unserer Lebensführung, bei alltäglichem Geschehen, durch nicht Eingehen auf unsere Pläne. Gerafft formuliert erklärt Psalm 63,4: „Deine Gnade ist besser als Leben“. Das führt zu einer Umordnung unserer Lebenswerte. Es relativiert zum Beispiel den üblichen Geburtstagswunsch, im neuen Jahr sei Gesundheit die Hauptsache, was hinsichtlich unseres Lebenszieles falsch ist. Das sollten wir alt gewordenen Leute nicht vergessen.

Stellen wir uns die damalige Situation einfach vor. So mag es zu Noachs Zeiten gewesen sein. Als er begann die teure Arche zu bauen, haben den offenbar vornehmen Bürger seine damaligen Mitbewohner für närrisch erklärt. Was soll der Unsinn eines so großen und seltsam gestalteten Schiffes mitten im Festland, also weit entfernt von einem Meer? Solches Verhalten gibt es bis heute, nämlich dass konsequent bekennende Gläubige verhöhnt und verachtet, sogar verfolgt werden. In der Bibel wird zwar zuvor Gottes Begründung seines Auftrages gegenüber Noach erwähnt; dennoch staunen wir über Noachs Gehorsam und lesen, nur er „fand Gnade in den Augen des Herrn“ (Gen 6,8). Anders ausge-

drückt: Gott sagte ihm seine Bewahrung im Voraus zu, und er folgte gehorsam.

Wir erkennen das Übergewicht von Gottes Aktion von seiner Seite her. Hier sei für das Verstehen von Gnade auf etwas Entscheidendes hingewiesen, wobei wir einen technischen Vergleich wählen. Das bei uns wirkende Leuchten der Lampen wird durch elektrischen Strom verursacht. Der kommt über eine uns nicht näher bekannte Leitung von irgendwo her, wobei die Leitung an keiner Stelle auch nur einen Millimeter unterbrochen wird. Und der Strom fließt stets in einer Richtung, wobei er in dieser Lampe mündet und das Leuchten ermöglicht. So wirkt Gnade ebenfalls: sie kommt stets von Gott und gelangt zu uns. Dem Übergewicht der Aktion auf der einen Seite (also die Güte Jahwes), entspricht auf der anderen Seite hoffentlich deren Annahme. In weiteren Gebets- und Dankliedern einzelner Personen ist immer wieder von der *chæsæd* Jahwes die Rede, die rettete, half, befreite oder heilte. Immer ist eine errettende Aktion gemeint, die je aus der Vollkommenheit der Huld und Gnade Jahwes hervorgeht. Der Aktionskreis dieses Tuns umfasst die geschaffene Welt und den Himmel. Das gilt bis zu uns heute und weiterhin ohne Unterlass. Das steckt hinter dem Schlusseggen im Gottesdienst.

Diesem ersten Beispiel in der Bibel von Noach folgen viele weitere. So wird in Psalm 89, 2 f. gerühmt: „Von den Taten deiner Gnade, Herr, will ich ewig singen. Ich bekenne: deine Gnade besteht für immer und ewig“. Oder Psalm 84, 12: „Gott der Herr ist Sonne und Schild. Er schenkt Gnade und Herrlichkeit; der Herr versagt denen, die rechtschaffen sind, keine Gabe. Wohl dem, der dir vertraut“. Das gilt sogar widerspenstigen Personen, wie etwa Abrahams Verwandten Lot, den Gott mit seiner Familie aus dem Untergang von Sodom rettete. Lot reagierte mit dem Wort: „Du hast mir große Gnade erwiesen und mich am Leben gelassen“ (Gen 19,19).

Wenigstens ein Beispiel aus den Propheten sei erwähnt. Jesaja 49,8f erfahren wir: „So spricht

der Herr: Zur Zeit der Gnade will ich dich erhören, am Tag der Rettung dir helfen. Ich habe dich geschaffen und dazu bestimmt, der Bund zu sein für das Volk zu sagen denen, die in Finsternis sind: Kommt ans Licht!“ Hier deuten sich schon die Botschaft des Neuen Testamentes an.

Gnade gilt ebenso im Neuen Testament

Dort heißt Gnade in der Ursprache charis, lateinisch gratis. Wir kennen das griechische Wort als Bezeichnung des katholischen Hilfswerkes Caritas, während wir Evangelischen von Diakonie, also Dienst reden. Meist ist das Christusergebnis gemeint oder allgemein Gottes Gnade, die ihren Zugang durch Christi Werk findet. Die Bibel steckt voller Verheißungen, die auf uns zielen und allemal Gutes bezwecken. Sie erwarten, dass wir einfach zugreifen. Das größte Geschenk ist Jesu Weg zum Kreuz mit folgender Auferstehung um unseretwillen.

Es beginnt mit Maria, der hoch Begnadeten, wie sie in der römisch-katholischen Kirche genannt wird. In Lukas 1, 28-31, lesen wir: „Der Engel trat bei Maria ein und sagte: sei begrüßt du Begnadete, der Herr ist mit dir. ... Fürchte dich nicht, Maria, du hast bei Gott Gnade gefunden. Du wirst ein Kind empfangen, einen Sohn wirst du gebären, dem sollst du den Namen Jesus geben“. Maria war die erste „gnädige Frau“.

Aus Jesu „Fülle haben wir alle empfangen Gnade über Gnade“ (Johannes 1,16). Die Offenbarung durch Jesus wird als Empfang der Gnade beschrieben. Gnade ist das mit Dank angenommene Geschenk der Güte und Huld aus Gottes Kraft. Paulus begrüßt deshalb seine Briefempfänger stets mit der Formel „Gnade sei mit euch und Friede (und Barmherzigkeit) von Gott“. Gegen Ende seiner Schreiben wiederholt er diesen Appell in Abwandlungen. Damit befestigt er jeweils die Verbundenheit Gottes mit den Christen sowie untereinander. Gnade enthält stets diesen helfenden Kontakt. Römer 3, 23 f., wird er sehr konkret und erklärt: „Alle haben gesündigt und die Herrlichkeit Gottes verloren. Ohne es

verdient zu haben, werden sie gerecht, geschenkweise durch seine Gnade, nämlich durch die Erlösung in Christus Jesus“. Damit wird das Evangelium, Gottes frohe Botschaft an uns zusammengefasst. Diesen Heilsbund schloss Gott mit uns, wobei unser Anteil als Folgerung die Verpflichtung ist, Gottes Willen zu tun.

Allerdings haben wir Christen unterschiedliche Gaben, die sich je nach der zugewendeten Gnade von Gott an uns richten (Röm 12, 6). Als „gute Verwalter der vielfältigen Gnade Gottes“ soll jeder mit seiner empfangenen Gabe bemüht sein, einander zu dienen (1. Petrus 4, 10). Unsere Sprache braucht in diesem Zusammenhang den Ausdruck Begnadung. So redet man von einem begnadeten Künstler, Chirurgen, Architekten, Hausfrauen oder Handwerker. Ganz konkret ermahnt der Apostel einmal (1. Petrus 3, 7) die Männer, im Umgang mit ihren Frauen rücksichtsvoll zu sein; „denn auch sie sind Miterbinnen der Gnade des Lebens“. Hier zeigt sich der weite Unterschied zum islamischen Denken über die Frauen.

Bleiben bei Gottes Gnade

In der Weisheit Salomos (Weish 8,19-21) erfahren wir: „Ich war ein begabtes Kind und hatte eine gute Seele erhalten. Ich erkannte aber, dass ich die Weisheit nur als ein Geschenk Gottes erhalten könne; und schon hier war es die Klugheit, die mich erkennen ließ, wessen Gnadengeschenk sie ist“.

Jetzt muss auf einen Unterschied zwischen den beiden Testamenten hingewiesen werden. Im Alten Testament wird von Gottes Gnade gegenüber verschiedenen Menschen oder Gruppen gehandelt. Der jeweilige Bericht schildert die Einzelheiten. Im Neuen Testament, wo es um Jesus Christus und sein Werk geht, erfahren wir: „Gott hat die [ganze] Welt so sehr geliebt, dass er seinen einzigen Sohn hingab, damit alle, die an ihn glauben, nicht zugrunde gehen, sondern das ewige Leben haben“ (Joh. 3,16). Auch aus Titus 2, 11, erfahren wir: „Es ist erschienen die heil-

same Gnade Gottes allen Menschen“. Dieses „Alle“ wird mit dem allerletzten Satz in der ganzen Bibel noch einmal unterstrichen auf alle Menschen bezogen. Es heißt dort „Die Gnade des Herrn Jesus sei mit allen“. Wir stellen fest, dass Gott die heilsame Verbindung zu uns allen vom Anfang der Bibel bis zu ihrem Schluss als Gnade bezeichnet. Davon handeln die rund 1.400 Seiten unserer Heiligen Schrift.

Hier sei erneut an die gegenwärtige Jahreslosung aus 2. Korinther 12,9 erinnert mit ihrem vollständigen Text: „Lass' dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“. Sie zeigt sich nicht durch Gottes Stärke, sondern an seiner Ohnmacht, die sich im Kreuzgeschehen zeigt. Deshalb ist sie niemals eine „billige Gnade“, die uns unbedingt und einfach zufällt (so Dietrich Bonhoeffer). Wir sollten jedoch bedenken, dass wir Menschen am Anfang unseres Lebens als Babys sowie an dessen Ende im Greisenalter mehr oder weniger auf Versorgung und Hilfe von anderen angewiesen sind. Diese Versorgung durch andere lässt sich mit Gnadentakten der hinwendenden Liebe vergleichen, von denen unser würdiges Leben völlig abhängig ist.

Sorgen wir uns also darum, dass die gnädige Verbindung zwischen uns und Gott niemals unterbrochen wird. Das geschieht durch steten Glauben und durch das Bleiben am Gebet. Dies bildet quasi der vorhin erwähnte Vergleich einer Stromleitung vom Kraftwerk zu unserem Licht. Es leuchtet, wenn wir den Kontakt zu unserem gnädigen Gott pflegen. Seien wir obendrein dankbar, dass Gott beides durch seine Gnade bewirkt, nämlich sowohl das Wollen wie auch das Vollbringen, und zwar durch die Leitung seines Heiligen Geistes (Philipper 2, 13). Gott schenkt immer „alles“ äußerst großzügig.

Zuletzt sei noch der Kirchenvater Augustinus erwähnt. Er veranlasste in der Kirchengeschichte Jahrhunderte währende weit schweifende Auseinandersetzungen über das Gnadentverständnis. Augustin wurde Christ, als er im Unterschied zu

seiner vorherigen Glaubensrichtung merkte: Wahren Frieden bekommen wir nur durch die überwältigende freie Gnade Gottes, nicht durch unsere natürlichen Veranlagungen und Fähigkeiten. Gnade ist immer und nur ein Akt Gottes. Nur aus seiner Nähe zu uns Sündern erwächst das Fundament des Glaubens. Aber wir können ihn mit unserer Natürlichkeit nicht erlangen, sondern es bleibt gnädiges Geschenk Gottes, um das wir beten dürfen. Wenn die Gnade nicht „gratis“ ist, ist sie keine Gnade (siehe das lateinische Wortspiel: „Gratia, nisi gratis est, non est“).

Gottes Gnade, Barmherzigkeit und Treue sind keine abgehobenen Eigenschaften Gottes, sondern sie tragen den Charakter des Ereignisses. Damit ist wieder die mehrfach erwähnte Verbundenheit durch den Heiligen Geist angedeutet. Mit lateinischen Fremdworten ausgedrückt lässt sich formulieren, die Gnade sei „nicht transzendent, sondern transeunt“ (zu Deutsch: Nicht jenseitig, sondern von dort herab kommend). Augustinus betont: „Was hast du, das du nicht empfangen hättest? Wenn du es aber empfangen hast, was rühmst du dich, als hättest du es nicht empfangen?“ Auch hier erscheint die Gnade als ein Gottesgeschenk, dem gegenüber wir als Sünder lediglich Empfangende sind, unverdient jedoch dankbar. Entsprechend deutlich sagt die Barmer Theologische Erklärung von 1934 in These sechs, die Kirche habe „die Botschaft von der freien Gnade Gottes auszurichten an alles Volk“. In dem Sinne seien wir weiterhin „gnädige Frauen“ und Herren.

Wie wäre es denn, wenn ich heute, nur heute, allen Menschen ohne Furcht gegenüberträte und ohne Vorbehalt? Einfach nur gespannt und bereit für eine aufrichtige Begegnung. Das wäre ein göttlicher Tag.

Reinhard Ellsel

Nächtliche Ruhestörung

Eine Kurzgeschichte von Dieter Spazier

Arthur Gründling hatte seinen Arbeitstag wie immer beendet: den PC herunter gefahren, sich zuvor vom Internet getrennt, den Drucker ausgeschaltet, die Teleskoplampe gelöscht und vier ausgedruckte Seiten vom Drucker genommen. Penibel wie er war, hatte er sich bei Kollegen den Spitznamen Roboter eingefangen. Das war lange her. Damals hatte er – im Stillen, keiner sollte es sehen – vor Feierabend noch einmal alles durchgecheckt, um ja bloß beruhigt nach Hause fahren zu können. Er hatte den Beruf so hingebungsvoll ausgeübt als wäre es sein Leben. Oder der Beruf hatte ihn verdorben und für ein Leben daneben nichts übrig gelassen. Aber eines Tages begann er zu kränkeln. Vielleicht hatte er auf Dauer die Klimaanlage im fensterlosen Labor nicht vertragen. Er war asthmatisch geworden. Dazu gesellte sich ein alarmierend hoher Blutdruck, der zu seiner vorzeitigen Berentung führte. Diese neu gewonnene „Freiheit“ hatte er lange Zeit förmlich als Strafe empfunden. Kollegen, die ihm bei der Verabschiedung schulterklopfend gratulierten und noch dazu sagten, er sei zu beneiden, verstand er nicht. Einige besuchten ihn – meistens nur zu Christi Himmelfahrt oder am Neujahrstag. Sie hatten Arthur trotz seiner Uhrwerkhaftigkeit als einen lieben und Anteilnehmenden Menschen geschätzt. Aber sie erschrakten, als sie seine Junggesellenklausur betreten. Denn diese war noch um einiges funktionaler und geordneter als der frühere Institutsraum, vor allem von einer Anhäufung elektronischer Geräte geprägt, nicht die Spur wohnlich, kurz ein High-Tech-Labor. „So kann ich optimal arbeiten“, versuchte Arthur den Schrecken seiner Gäste zu mildern, „ich habe alles in Reichweite und niemand außer ich selbst sorgt für Ordnung. Ich habe ja nie darüber gesprochen, denn, ihr kennt meine Devise, Privates hat im Dienst nichts verloren. Nun ist das

ein und das selbe. Ich bin Heraldiker.“ Mehr sagte er nicht. Allenfalls empfahl er Interessierten, sich ein Einführungswerk über Wappenkunde zu besorgen. Man kannte seine Devise: Alles sollte über Jahre konstant bleiben, bis in die Einzelheiten. Zuletzt nannte man ihn ‚das Denkmal‘. Scherzend tat man, als verscheuchte man eine Taube von seinen Schultern und bemerkte dazu: „Damit's dir nicht geht wie dem Bismarck im Park.“

Kurz nach Mitternacht trat eine Störung ein. Es pochte an Arthurs Wohnungstür. Jemand keuchte den Namen „Johannes“ und sagte: „Mach auf, ich muss mich etwas verschnaufen. Sonst nichts.“

Arthur besann sich und wusste schnell, dass es nur Johannes Jungblut sein konnte. Kein Freund. Denn er hatte nie Freunde. Die Tür war noch nicht ganz geöffnet und der späte Gast noch nicht über die Schwelle, da erinnerte er sich: „Es ist zwölf Jahre her, dass wir einmal miteinander sprachen. Sozusagen bei der Wohnungsübergabe. Und das fällt mir augenblicklich bis in alle Einzelheiten ein. Geben Sie zu, dass man das ein gutes Gedächtnis nennen kann“.

„Mehr als nur Wohnungsübergabe. Du wirst draufkommen, wenn du dein Gedächtnis weiter befragst.“

„Waren wir per Du? Das hätte ich allerdings vergessen. Und was war da noch mehr?“

„Du warst weiß Gott ein mehr als komischer Vogel, zusammengesetzt nur aus Marotten. Es hat gedauert, bis man erkannte, es war echt, das heißt, du konntest gar nicht anders. Und diese totale Lebensfremdheit. Man fing an, dich zu bemitleiden. Und Vanessa fing an, mütterlich zu werden.“

„Fast will ich fragen, wer denn Vanessa gewesen sein soll? Da fängt jetzt einer an, das wahre Troja auszugraben.“

„Gewesen Und den Namen nicht wissen wollen! Der Mensch ist nicht zu fassen. Mir nichts dir nichts sagt er ‚gewesen‘“.

„Alles Rätsel sind das. Und da taucht einer, den es mehr als zehn Jahre nicht mehr gegeben hat, mitten in der Nacht auf. Sag, hast du dich nicht vielleicht in der Adresse geirrt? Suchst eigentlich

ein Hotel. Oder brauchst du einen Pastor, um dich auszukotzen? Vielleicht auch so eine Vanessa, um getröstet zu werden? Aber bedauere, damit nicht dienen zu können.“

„Du wusstest wohl schon immer, was verhältnismäßig ist, vor allem, ohne auch nur eine Spur Anhaltspunkte dafür zu haben, warum die Situation so ist wie sie ist!“

„Ich habe zu meiner Lebensstrategie gefunden. Alles optimiert. Alles im Griff. Daran wird niemand rütteln. Nimm zur Kenntnis, dass es bei manchen Menschen Entwicklungen gibt. Du tauchst aus vorsintflutlichen Zeiten auf wie ein böser Geist. Diese Zeiten sind vorbei wie nur irgend etwas vorbei sein kann.“

„Möchtest du. Passte dir ins Konzept. Mir nur zu verständlich. Ich bin sicher, dass du mit deinem Altgedächtnis nicht auch deine Höflichkeit über Bord geworfen hast.“

Mit diesen Worten drängte Johannes Jungblut sich in dem schmalen Flur an dem ungastlichen Bekannten aus der Vorzeit vorbei ins Wohnungsinnere. Neben einer verchromten dreigeschossigen Stellage, auf der blinkende elektronische Geräte standen, ließ er sich in einen Armlehnsessel gleiten.

„Du wirst mich nicht rauswerfen. Oder?“

„Was heißt ‚oder?‘. Es scheint, Du willst mir die Nachtruhe vermiesen.“

„Hast Du was zu trinken?“

Arthur murmelte einen Fluch in sich hinein und schlurfte in die kleine Küche zum Kühlschrank. Er kehrte zurück mit einem Soda Sprite in der rechten und dem auf fünfzehn Minuten gestellten Kurzzeitwecker in der linken Hand. Den Chronometer stellte er so geräuschvoll wie die Flasche auf die freie Deckplatte der Glas-Chrom-Stellage. Johannes Jungblut hatte seinen breitkremigen Hut abgenommen und man sah nun, wie bleich er war. Den zerknitterten Trenchcoat

behielt er an. Als er zur Sprite-Flasche griff, rann etwas Blut aus dem rechten Ärmel und benetzte das Glas. Arthur, der sich schräg hinter ihm niederließ, sah nichts davon.

„Wenn ich's mir überlege, schon dreist, was du da treibst. Hätte ich doch nur einen Spion an der Tür. Du wärest mir nie in diese Räume gekommen. Was geht in einem derart kranken Gehirn vor? Jedenfalls kommt man auf die Idee, du meinst, nach zwölf Jahren noch oder wieder Besitzerrechte zu haben. – Ja, du warst großzügig, ich durfte einen halben Monat früher einziehen, um Hotelkosten sparen zu können. Kampierte in --



Nacht – Acrylbild von Ingrun Spazier

dem kleinen Zimmer, das heute eine Art Dunkelkammer ist, weil ich als Heraldiker auch fotografisch arbeite. – Weiß jetzt auch, wer Vanessa war.“

„Ist es möglich!“

„Ich glaube, sie hat mich damals verstanden, und ich war dankbar“.

„Vor allem hast du sie so gut verstanden und gewusst, dass sie mit mir gestraft sei. Ihr was Gutes zu tun, hattest du sie in dein Bett gezogen. – Ja, ja, ja, sag bloß nicht wieder, es gehörten immer zwei dazu. Ich war dann der, der ins Hotel ging.“

„Und das soll wert sein, dass wir diese Suppe nach dieser Ewigkeit wieder aufkochen? Ich kapiere nicht, wirklich, hängt mir zu hoch.“ Johannes griff sich unter den Mantel und stöhnte. Dann zog er eine ziemlich blutige Hand heraus und wischte sie an seiner Hose ab. „Die Geschichte ging weiter. Du allerdings, ich weiß bis heute nicht, ob aus Ahnungslosigkeit oder mit Absicht, hattest schon bald mit allem nichts mehr zu tun. Auch sich zu trennen, braucht es zweier Menschen. Vanessa hat es einmal so ausgedrückt, man spräche mit dir wie mit einem Automaten, wenn nicht gar gegen eine Wand.“

„Was du doch anders gar nicht gewünscht haben konntest. Ich hatte ihr Sachen gebracht und da wart ihr schon wieder zusammen. Im Hotel schon. Da hört aber endgültig mein Teil an der Geschichte auf.“

„Kann sein, kann nicht sein. Sie machte sechs Wochen später eine Abtreibung. Denn sie hatte eine Höllenangst, es könnte von dir sein.“

„Oh, jetzt wird Anklage erhoben!“

„Nein. Wir sind schon nach dem Urteil. Und der Angeklagte wäre wohl eher ich. Du wirst es nicht verstehen. Von allen Bekannten der vergangenen Jahre bist du der entfernteste gewesen. Hinzu kam, dass ich durch Zufall erfuhr, dass du noch hier lebst. Dein Vorzug ist – du findest es sicher paradox oder auch irre –, dass ich ebenso wie Vanessa empfinde, man spräche bei Dir gegen eine Wand, Und nichts anderes als eine stumme Wand habe ich gesucht.“

Arthur erschrak sehr, als er beim Näherrücken mit dem Stuhl nicht nur am Chrommöbel herab, sondern auch scheinbar aus einem Hosenbein des Gastes Blut rinnen sah.

„Oh mein Gott ... Ich rufe den Notarzt ... Bist du überfallen worden? Hier patrouillieren nachts die Junkies ... Sag, was ich tun soll.“

„Gar nichts. Du wirst mich nicht anrühren. Du wirst, nicht weil du's hören sollst, sondern weil ich's noch erzählen will, eine schlimme Geschichte hören.“

„Ich weiß nicht, ob ich sie hören will,“

„Vanessa spielt dabei auch eine Rolle. Sie hat mich vor zwei Monaten verlassen. Ganz ehrlich

und direkt hatte sie mir eröffnet, dass sie einen anderen kennen gelernt hätte. An mich habe sie die Erwartung, dass ich ihr etwas Zeit einräumte, zu prüfen, ob sie mit dem Neuen auch zusammenleben könne. Von Woche zu Woche war ich überzeugter, dass sie es könnte. So wie ich immer eifersüchtiger wurde, wuchs auch der Hass gegen mich selbst. Denn mit ihr und ihrer Streitsucht zu leben, war ebenso unerträglich wie ohne sie. Ich habe mir dann vorgegaukelt, dass der Andere gewiss eine Erfindung war und Vanessa nur herauskriegen wollte, ob sie mir gleichgültig sei. Vielleicht war es diese blödsinnige Lust an der Eifersucht, die mir eingegeben hatte, einen Detektiv einzuspannen. – Na ja, es stimmte. Sie hatte ihren heißen Liebhaber und ich eine ganze Kollektion von absolut eindeutigen Fotos.

Heute Abend war es. Ich grapschte meine alte Armeepistole heraus. Sie schrie auch noch: Ja, töte mich. Und ich drückte ab, bis es still geworden war. Darauf ist der Liebhaber mit einem langen und scharfen Messer auf mich los. – Halte mich für verrückt. Ich bin ihm dankbar. – Holst Du noch ein Glas Wasser?“

Arthur war erstarrt und reagierte nicht.

„Ich hab so'nen Durst.“

Dem in seiner Ruhe gestörten Arthur wollte nicht mehr gelingen, sich im eigenen Gehege zu orientieren. Er stieß einen Computertisch um. Der hochauflösende 17-Zoll-Flachbild-Monitor zerschellte am Boden. Dem explosionsartigen Knall folgte ein dumpfer Schlag. Johannes Jungblut hatte den gerade schrillenden Wecker im Fallen unter sich begraben. Der Durst war weg.

Gedankenflug

Gelegentlich abheben
den Träumen trauen
sie als Aufwind
unter den Gedanken spüren.
Sich tragen lassen
hoch hinaus
und später beflügelt
im Alltag landen.

Tina Willms

Speerspitze mit klarer Sprache

Prof. Dr. Wolfgang Huber feiert seinen 70. Geburtstag

von Dr. Karl-Heinrich Lütcke, Berlin



Foto: Wikipedia

Der am 12. August 1942 in Straßburg geborene Wolfgang Huber zeichnet sich durch ein ganzes Bündel an Fähigkeiten aus: Der geschliffenen Rede in Wort und Schrift, der scharfsinnigen Analyse und der politischen Führerschaft mit Sinn für das Mögliche.

Der vielseitig Begabte

Als Hochschullehrer hat Huber Generationen von Studierenden geprägt, von denen nicht wenige inzwischen wichtige Positionen in Kirche und Universität wahrnehmen; als Bischof der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz und als Ratsvorsitzender der EKD hat er nachhaltige Impulse gegeben, jetzt ist er in der Lebensphase, die man Ruhestand nennt, weiterhin in vielen Bereichen präsent. In allen diesen Phasen hat er sich mit zahlreichen Veröffentlichungen in die theologischen, kulturellen und politischen Diskussionen eingeschaltet. Er setzt sich ein für eine Kirche, die selbstbewusst evangelisches Profil zeigt und er warnt vor der Gefahr einer „Selbstsäkularisierung“, bei der die Kirche sich nicht zutraut, zu dem zu stehen, was ihr aufgetragen ist.

Wichtig ist ihm dabei auch der Blick über die Grenzen des innerkirchlichen Milieus. Die Kirche darf sich nicht in ein selbst gewähltes Ghetto begeben und sich auch nicht hinter strukturellen oder dogmatischen Mauern verschanzen; sie hat, wie es die Barmer Theologische Erklärung formulierte, die frei machende Botschaft des Evangeliums „an alle Welt“ auszurichten. Den massiven Traditionsabbruch nicht nur im Osten hat Huber nüchtern gesehen. Aber er stellt dem die eine große Aufgabe der Kirche gegenüber: „Sie soll nicht müde werden, das Evangelium zu verkündigen.“ Darum hat er in seiner Amtszeit immer wieder für eine missionarische Ausrichtung des kirchlichen Handelns geworben. Sein Leitbild ist die „offene und öffentliche Kirche“. In der Konsequenz dieses Ansatzes liegt sein Eintreten für die Volkskirche, die offen ist für unterschiedliche Grade von Nähe zur Kirche, und die auch die Distanzierten und Kirchenfernen an-

Auf ein reiches Leben als Theologe, Bischof, kirchenpolitischer Akteur und Öffentlichkeitsarbeiter blickt Prof. Dr. Wolfgang Huber zurück, wenn er am 12. August seinen 70. Geburtstag feiert. Der Wissenschaftler und Kirchenführer bezog seine nachhaltige Wirkkraft aus der in ihm vereinten, glücklichen Kombination zwischen wissenschaftlicher Exaktheit, deutlicher Sprache und Engagement für die Sache. So wurde er mehr als einmal zur Speerspitze seiner Kirche. Klar Position zu beziehen und Profil zu schärfen war immer Hubers Sache. Der vor allem in seiner Berliner Bischofszeit zu Hubers Wegbegleiter gewordene Propst Dr. Karl-Heinrich Lütcke würdigt im folgenden Beitrag Hubers Lebensleistung.

spricht. In seiner ersten Predigt als Bischof hat er in der Berliner Marienkirche gesagt; „An einer Kirche will ich mitbauen, deren Türen für alle offen sind – auch für die, denen der Glaube lange Zeit fremd war: der Glaube an den einen Gott und Vater Jesu Christi. Eine Kirche ist das, die sich zu den Menschen hält und deshalb auch den Menschen zurnft: Haltet euch zur Kirche!“

Huber bemüht sich um eine Sprache, die auch von Kirchenfernen und Nicht-Christen verstanden wird. Ich erinnere mich noch gut an die eindrückliche Predigt in dem Gottesdienst, zu dem unsere Kirche am Abend jenes 11. September 2001 eingeladen hatte und an dem sehr viele Menschen auch aus dem Parlament gekommen waren. Die Bereitschaft und die Fähigkeit zur Grenzüberschreitung zeigt sich ebenfalls in der Art und Weise, wie er in wissenschaftlichen Arbeiten, Predigten und Vorträgen theologische Einsichten in die kulturellen, ethischen und gesellschaftspolitische Themen der Zeit einbringt. Immer wieder hat er sich in die medizin-ethische, wirtschafts-ethische, technik-ethische und sport-ethische Diskussion eingeschaltet. Es ist folgerichtig, dass er von der Bundesregierung in den Nationalen Ethikrat berufen wurde.

Von der Uni ins Bischofsamt

Wolfgang Huber verbrachte nach seiner Geburt 1942 in Straßburg seine Kindheit und Jugend in Falkau im Schwarzwald und in Freiburg. Sein Vater war ein bekannter Staatsrechtslehrer. Zwischen 1973 und 1995 gaben Vater und Sohn, Jurist und Theologe, gemeinsam ein für Theologen wie Juristen und Historiker gleichermaßen wichtiges Standardwerk heraus: In fünf Bänden veröffentlichten die beiden Dokumente zur Geschichte des deutschen Staatskirchenrechts aus dem 19. und 20. Jahrhundert.

Nach der Schulzeit in Freiburg und dem Studium in Heidelberg, Göttingen und Tübingen, und nach einem Vikariat in der Nähe von Reutlingen wurde Huber zum Pfarrer der württembergischen Kirche ordiniert. Von 1968 bis 1980 wirkte er als

stellvertretender Leiter der „Forschungsstelle der Evangelischen Studiengemeinschaft“ FEST. Der langjährige Leiter der FEST, Prof. Dr. Heinz-Eduard Tödt, war eine prägende Persönlichkeit in seinem Leben. Bei ihm habilitierte er sich mit einer Arbeit über „Kirche und Öffentlichkeit“, in der sich bereits das schon erwähnte Leitbild einer offenen und öffentlichen Kirche ankündigt.

Von 1980 bis 1993 hat er in Marburg und Heidelberg erfolgreich als Hochschullehrer für Systematische Theologie gewirkt. Als er 1993 zum Bischof der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg gewählt wurde, war er bereits weit über den Bereich der Universität hinaus in Kirche und Gesellschaft bekannt geworden. Sein Buch „Kirche“, das 1979 in der für eine breite Öffentlichkeit gedachten Reihe „Themen der Theologie“ erschien, hatten viele gelesen, und von 1980 bis 1994 hatte er im Präsidium des Deutschen Evangelischen Kirchentages mitgewirkt und war 1985 Präsident des Kirchentags in Düsseldorf gewesen.

Als Bischof der Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg wurde er Nachfolger von Martin Kruse; auch die beiden Vorgänger aus der Ostregion der Landeskirche, Albrecht Schönherr und Gottfried Forck lebten noch, und Wolfgang Huber hat mehrfach hervorgehoben, wie wichtig ihm das Gespräch mit diesen Vorgängern war. Mit Schönherr verband ihn zusätzlich das Interesse an der Theologie Dietrich Bonhoeffers.

Ost und West, Stadt und Land

Im Rückblick auf seine Bischofszeit hat Huber geschrieben, „dass Gott mich an einen der spannendsten Orte gestellt hat, an denen man in der evangelischen Christenheit in Deutschland stehen kann.“ Die Wahl zum Bischof brachte ihn in eine Landeskirche, die ihren Sitz in der Hauptstadt der Bundesrepublik hat und die in besonderer Weise durch die Teilung und dann die Wiedervereinigung Deutschlands betroffen und geprägt war. Sie war durch die politischen Verhältnisse in zwei Regionen geteilt worden (West-Ber-

lin und Brandenburg mit Ost-Berlin), die in unterschiedlichen Gesellschaftssystemen existierten. Dabei entwickelten sich unterschiedliche Strukturen und Traditionen, auch wenn man sich weiterhin als eine Landeskirche verstand und engen Kontakt hielt. Nach der Öffnung der Grenze hatten sich die beiden Teile schnell wieder zusammengefunden und in einem spannenden, aber nicht einfachen Prozess wieder gemeinsame Gremien und Ordnungen entwickelt. Als Wolfgang Huber Bischof wurde, war die erste Phase dieses Prozesses abgeschlossen, er wurde als Nachfolger von Martin Kruse der erste von der wieder vereinigten Synode Berlin-Brandenburg gewählte Bischof.

Aber natürlich gab es trotz vieler gelungener Schritte beim Zusammenwachsen immer noch so manche unterschiedliche Sichtweise der ehemaligen „Wessis“ und „Ossis“ in der Kirche. Solche Unterschiede in der Sichtweise gab es auch zwischen der Groß- und Hauptstadt Berlin und dem weithin dünn besiedelten Land Brandenburg. In mancher Hinsicht sind die Unterschiede zwischen Berlin und dem Land sogar größer als die zwischen Ost und West. So war hier eine der vornehmsten Aufgaben gefordert, die ein Bischof hat: die Einheit der Kirche fördern, unterschiedliche Kräfte und Gaben zusammenführen und Brücken bauen.

Wolfgang Huber war mit seiner Familie aus Süddeutschland in den Nordosten gekommen; sie hatten in einem städtischen Umfeld gelebt. Nun entdeckte er zusammen mit seiner Frau Kara die Liebe zum weiten Land Brandenburg mit seinen kleinen Städten, Dörfern und den alten Dorfkirchen. Kara Huber engagierte sich im Förderkreis Alte Kirchen, der die Gemeinden bei der Instandsetzung und Renovierung ihrer schönen alten Kirchen unterstützt. Daraus sind zwei eindrucksvolle Text- und Bildbände entstanden, die Kara Huber herausgegeben hat. Sie stellen nicht nur die alten Dorfkirchen vor, sondern auch die Menschen, die sich als „Hüter“ um diese Kirchen kümmern und dazu helfen, dass sie für Gäste und Touristen offen sind.



Brandenburgische Dorfkirchen und ihre Hüter: Kara Huber (Hrsg.), Wolfgang Reiher, Leo Seidel (Fotos), 192 Seiten mit 100 Farbabbildungen, 29,95 Euro ISBN: 978-3-7913-4005-0

Auch das Projekt „Dorfkirchensommer“ haben sie, mitplanend und mitwirkend, gefördert. Das Jahr für Jahr bis heute stattfindende Programm mit Konzerten, Lesungen und anderen Veranstaltungen in den Dorfkirchen sollte, das war die Gründungsabsicht, vor allem die (West-)Berliner dazu einladen, die Schönheit des Landes Brandenburg mit den Dörfern und Dorfkirchen kennenzulernen; und das ist gelungen. Der Dorfkirchensommer ist inzwischen zu einem festen Bestandteil des brandenburgischen Kulturprogramms geworden. Es hat ohne Zweifel dazu beigetragen, das Verständnis der Berliner Großstädter für die besonderen Schönheiten, aber auch die besonderen Lebensbedingungen und für die Probleme des Landes zu fördern.

Viel und schnell gearbeitet

Als Mitglied der Kirchenleitung und Vertreter des Bischofs konnte ich aus der Nähe miterleben, wie engagiert Wolfgang Huber sich dieser Aufgabe angenommen hat. Er bemühte sich sehr schnell darum, die verschiedenen Regionen der Landeskirche kennenzulernen und war sehr viel im Lande zu Predigten, Vorträgen und Gemeindebesuchen unterwegs. Für die Bewältigung des großen Aufgabenpensums war es sehr hilfreich, dass Huber über eine rasche Auffassungsgabe verfügt und auch die Fähigkeit zu guter Arbeitsorganisation hat. Sein Dienstwagen war auf den vielen Fahrten zugleich sein zweites Büro mit Telefon, Laptop und Drucker. Er arbeitete viel und schnell und konnte bisweilen auch etwas ungeduldig werden, wenn Vorarbeiten für wichtige Entscheidungen nicht rasch genug vorankamen.

Anliegen Ökumene

Die weltweite Ökumene war Bischof Huber immer ein besonderes Anliegen. So gehörte er von 1998 bis 2001 dem Zentralkomitee und dem Exekutivkomitee des Ökumenischen Rates der Kirchen an. Er ist über die Arbeit am theologischen Erbe Bonhoeffers mit Theologen in den USA verbunden und pflegt bis heute intensive Kontakte zu den Kirchen in Südafrika. Ein Höhepunkt in Hubers Wirken als Bischof war der erste Ökumenische Kirchentag, der 2003 in Berlin stattfand. Seine Erfahrungen und Kontakte aus der Zeit als Kirchentagspräsident waren dafür genauso hilfreich wie die gute Zusammenarbeit, die er in Berlin mit dem katholischen Erzbischof, Kardinal Sterzinsky pflegte.

Eine Herausforderung hat Bischof Huber über seine ganze Amtszeit hinweg begleitet: Das Thema Religionsunterricht. Er war darauf insofern vorbereitet, als er der religiösen Bildung und dem Bildungsauftrag der Kirche schon in seiner bisherigen Tätigkeit große Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Mit seiner Berufung nach Berlin-Brandenburg kam er nun mitten hinein in eine

nicht leichte innerkirchliche Diskussion über den Religionsunterricht, aber auch in Konflikte und Auseinandersetzungen mit dem Staat, konkret den Länderregierungen von Berlin und Brandenburg. Im Hintergrund standen die unterschiedlichen Prägungen und Erfahrungen in Ost und West aus der Zeit vor 1989.

Ethik statt Religion?

Im Osten hatte der Staat den Religionsunterricht aus der Schule verdrängt, stattdessen luden die Gemeinden in ihren Räumen die Kinder und Jugendlichen zur „Christenlehre“ ein, die von kirchlich angestellten Katecheten gehalten wurde. In West-Berlin gab es den Religionsunterricht in der Schule, aber anders als in Westdeutschland war er kein ordentliches Unterrichtsfach, sondern gewissermaßen eine kirchliche, aber vom Staat unterstützte Veranstaltung in der Schule. Nun ging es um die Frage, wie die Dinge in den beiden Bundesländern Berlin und Brandenburg geregelt werden sollten. Es gab innerkirchlichen Diskussionsbedarf, weil das Modell der gemeindlichen „Christenlehre“ im Osten vertraut war und geschätzt wurde; und es gab Auseinandersetzungen mit den Länderregierungen, die zwar Religionsunterricht in der Schule (in der Verantwortung der Kirche) zulassen und auch finanziell unterstützen wollten, aber anders als die anderen westlichen und östlichen Bundesländer neben dem kirchlichen Angebot ein eigenes zusätzliches Pflichtfach einführen, das für alle Schüler verbindlich sein sollte: in Brandenburg heißt es LER (Lebenskunde, Ethik, Religion), in Berlin Ethik.

Die Kirchen mussten fürchten, dass der Religionsunterricht dadurch an den Rand gedrängt werden würde. Sie schlugen einen Wahlpflichtbereich vor, in dem die Schüler zwischen verschiedenen Fächern (evangelischer, katholischer, islamischer Religionsunterricht, Ethik) wählen könnten und in dem es zugleich Phasen der Kooperation zwischen diesen verschiedenen Angeboten geben sollte. Es kam zu harten Auseinandersetzungen, die im Falle Brandenburgs bis vor

das Verfassungsgericht gingen und mit einem Kompromiss endeten. So hat das Thema „Religionsunterricht“ Bischof Huber viel Einsatz abgefordert und nicht nur erfreuliche Stunden beschert. Auch wenn die Kirche ihre Vorstellungen nur zum Teil durchsetzen konnte, war dieser Einsatz nicht umsonst. Auch unter widrigen Rahmenbedingungen erfährt der Religionsunterricht in Brandenburg viel Zuspruch.

Erfreulich ist die Entwicklung auf einem anderen Feld kirchlicher Bildungsarbeit: bei den Evangelischen Schulen. Zahlreiche neue evangelische Schulen wurden in der Amtszeit von Bischof Huber durch Initiative von Eltern und Kirchengemeinden gegründet, und der Aufbau einer „Evangelischen Schulstiftung“ hat diese Entwicklung gestärkt.

EKD-Ratsvorsitzender

2003 wurde Bischof Huber zum Vorsitzenden des Rates der EKD gewählt. Er hat auch dieses Amt in der ihm eigenen engagierten Art ausgeübt. Als Ratsvorsitzender hat er die EKD hervorragend repräsentiert und viele Entwicklungen vorangetrieben. Von großer Bedeutung für seine erfolgreiche Arbeit war die Fähigkeit, in Interviews und Diskussionen mit geschliffenen Formulierungen klare Positionen zu formulieren. Es ist ihm immer wieder gelungen, in der Öffentlichkeit Verständnis für Handlungsweisen und Entscheidungen der Kirche zu wecken und kirchliche Positionen in die ethischen Diskussionen einzubringen. Auch die in ökumenischer Gemeinsamkeit vorangetriebene Kampagne für die Erhaltung und den Schutz des Sonntags gehört in diesen Zusammenhang.

Am Ende seiner Amtszeit als Ratsvorsitzender lässt sich eine sehr positive Bilanz ziehen: Die EKD ist als Repräsentantin des Protestantismus in Deutschland gestärkt worden. Das betrifft nicht nur die schon angesprochene Wirkung nach außen, sondern auch die Festigung der EKD nach innen durch eine Grundordnungsreform, mit der die Handlungsmöglichkeiten auf dieser Ebene ausgeweitet wurden, und durch

überzeugende inhaltliche Arbeit an der Erneuerung der Kirche. Diese Entwicklung ist zweifellos das Werk vieler in Kirchenamt und Rat der EKD und in den Landeskirchen; aber der Ratsvorsitzende hat mit seinen besonderen Gaben entscheidend dazu beigetragen. Ein Beispiel ist das Reformprojekt, das unter dem Titel „Kirche der Freiheit“ erarbeitet und veröffentlicht worden ist. Es hat intensive Diskussionen ausgelöst und in der evangelischen Christenheit in Deutschland einen Prozess der Erneuerung in Gang gebracht. „Eine Konzentration auf den biblischen Auftrag und das geistliche Profil unserer Kirche wollen wir mit einer neuen Zuwendung zu denen verbinden, die der Kirche fern stehen und denen das Evangelium fremd ist.“ So hat Huber vor der EKD-Synode das Ziel des Reform-Prozesses beschrieben.

Die schlesische Oberlausitz

Nicht vergessen darf man, dass Bischof Huber in der Zeit als Ratsvorsitzender zugleich weiterhin Bischof der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg war. Und auch dort gab es genug zusätzliche Arbeit: Die Auseinandersetzung um die Zukunft des Religionsunterrichts in Berlin wurde bereits erwähnt. Eine weitere (und am Ende erfolgreiche) Auseinandersetzung mit dem Berliner Senat begann, als das Land Berlin alle Advents-Sonntage zu verkaufsoffenen Sonntagen machen wollte. Der Streit ging bis vor das Verfassungsgericht. Vor allem aber ist die Strukturreform auf landeskirchlicher Ebene zu nennen: Die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg schloss sich mit der Evangelischen Kirche der schlesischen Oberlausitz (dem zu Deutschland gehörenden Teil der ehemals preußischen Landeskirche Schlesien) zusammen. Seitdem trägt die Landeskirche den etwas langen Namen „Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz“.

Ruhestand Fehlanzeige

Wer Bischof Huber kennt, weiß, dass er mit dem formellen Eintritt in den Ruhestand im Jahr 2009

seinen Ideenreichtum und seine Gestaltungskraft nicht zur Ruhe setzt: Zum Glück für die Kirche, die nach wie vor seine Gaben und Erfahrungen nutzt. So ist er z.B. Kuratoriumsvorsitzender der Stiftung „Garnisonkirche Potsdam“, die den Wiederaufbau der Potsdamer Garnisonkirche als Zentrum für Frieden und Versöhnung vorantreibt. Auch mit vielen Vorträgen und seiner Mitarbeit im Ethikrat ist er weiterhin in der Öffentlichkeit präsent. Die Liste seiner Veröffentlichungen ist lang. Sie enthält wissenschaftliche Beiträge ebenso wie Predigten und Andachten.

Als eine besondere Frucht seiner doppelten Erfahrung als Hochschullehrer und Bischof sehe ich zwei Bücher, in denen er versucht, theologische Erkenntnisse und Lebenserfahrungen so zu bündeln, dass an Glauben und Kirche interessierte Laien ebenso wie skeptische Zeitgenossen angesprochen werden: das Buch „Der christliche Glaube: Eine evangelische Orientierung“ erschien in seinem letzten Jahr als Bischof und Ratsvorsitzender, das Buch „Darauf vertraue ich: Grundworte des christlichen Glaubens“, in dem er zentrale biblische und kirchengeschichtliche Texte lebensnah auslegt, im vergangenen Jahr.

Wenn er nun im August seinen 70. Geburtstag feiert, werden viele feststellen, dass er noch gar nicht wie ein 70jähriger aussieht, trotz des immensen Arbeitspensums, das er hinter sich hat. Er selber kann auf ein reiches und erfülltes Leben zurückblicken und Gott für seine Gaben und für alle Bewahrung danken. Aber auch die evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg und der schlesischen Oberlausitz und die Evangelische Kirche in Deutschland und mit ihr viele Einzelne haben Grund, Gott für allen Segen zu danken, den er auch durch das Wirken von Wolfgang Huber seiner Kirche geschenkt hat.

Den Zerfall ausbremsen Strategien der Gesellschaft des langen Lebens

von em. Professor Kurt Witterstätter,
Speyer

Die Pflegebedürftigen-Anteile unter den Hochaltrigen sind mit über 50 Prozent sehr hoch. Ist deren Leben folglich nicht mehr lebenswert? Und wenn ihre Zahl immer höher wird, vermehrt sich dann menschliches Leid nicht in unerträglicher Weise? Unser Beitrag blickt voraus auf eine Gesellschaft mit immer höheren Anteilen von Hochaltrigen und Hundertjährigen.

Die steigende Zahl hundertjähriger und älterer Menschen in Deutschland könnte solche Besorgnisse nähren. Gratulierte der Bundespräsident 1965 noch 276 Männern und Frauen, 1980 noch 1.360 und 1994 immerhin schon 4.122 Personen zu einem dreistelligen Geburtstag (zumeist auf fünf Frauen einem Mann), so liegt die Zahl der Menschen mit einer dreistelligen Altersjahreszahl in Deutschland derzeit bei rund 12.000 Personen. Um die Jahrhundertmitte wird es in Deutschland aber bereits über 100.000 Menschen geben, die hundert Jahre und älter sind. Die Zahlenangaben waren noch bis 1994 präziser ermittelbar, als der Bundespräsident noch allen über Hundertjährigen gratulierte. Seit 1995 geschieht dies nur noch zum 100. und erst vom 105. Geburtstag an wieder alljährlich.

Hundertjährige und ältere in Deutschland

Jahr	Zahl
2000	4.875
2012	ca. 12.000
2025	ca. 45.000
2050	ca. 110.000

Gegenwärtig leben in einer kleinen deutschen Großstadt von 100.000 Einwohnern 15 Hundertjährige und ältere. Bis zur Jahrhundertmitte haben sie sich auf 150 verzehnfacht. Denn alle

zehn Jahre verdoppeln sich die Menschen mit dem dreistelligen Alter, da sich die Sterblichkeit nach dem 80. Lebensjahr hinaus schiebt. Von allen derzeit geborenen Mädchen hat die Hälfte die Chance, anfang des 22. Jahrhunderts hundert Jahre alt zu werden

Ursachen-Bündel

Das heißt nicht unbedingt Vervielfältigung des Leidens, da sich die schweren Einschränkungen oftmals noch später einstellen als sie es bislang taten. Worauf ist nun die Verdopplung der Höchstaltrigen alle zehn Jahre zurückzuführen? Die gerontologische Forschung führt die steigende Höchstaltrigkeit auf ein ganzes Bündel von Ursachen zurück. Es gibt drei miteinander verwobene Forschungsstränge, die alle mit unterschiedlicher Akzentuierung drei Momente im Auge haben. Beim Höchstalter sind beteiligt

- Erbanlagen (gemäß dem Motto: Will ich sehr alt werden, sollte ich vorsichtig in der Auswahl meiner Eltern sein);
- gestaltbare Lebensumstände wie gesunde Lebensführung mit Bewegung, förderlicher Ernährung und Einschränkung der Genussmittel (Motto: Von nichts kommt nichts);
- schließlich sozial interessiertes, aber bescheiden-versöhnliches und duldsames Verhalten (nach dem Motto: Man nimmt es, wie es kommt).

Die Erforschung der Langlebigkeit hatte und hat in Deutschland Leuchttürme in Würzburg, wo der Internist Hans Franke bereits in den 1960er Jahren erste Ursachenbündel für Langlebigkeit heraus fand. Dann ist Heidelberg zu nennen, wo der Psychologe Christoph Rott den verhaltens- und einstellungsbedingten Voraussetzungen für hohes Alter nachgeht. Schließlich auch Kiel, wo der Molekularbiologe und Biogerontologe Stefan Schreiber die erbsubstantiellen Genvarianten mit ihren gesundheitsstärkenden Effekten erforscht.

Positive Faktoren

Im Ganzen gesehen kann man sechs positive Faktoren für Hochaltrigkeit benennen, die in unterschiedlicher Kombination ihre Wirkung dafür tun können, damit wir die 100 Jahre erreichen mögen:

- Erstens eine günstige hereditär-genetische Zellausstattung,
- zweitens ein gesicherter sozio-ökonomischer Status,
- drittens eine gesundheitsbewusste Lebensführung,
- viertens soziale Integration,
- fünftens eine positive Stimmungslage und
- sechstens ein aktiv-unaufgeregter Lebensstil.

Seelische Selbstsorge

In einem sehr langen Leben wird kaum jemand von Schicksalsschlägen wie Unfällen, Verlust von Angehörigen oder Krankheiten verschont. Entscheidend ist nun die Art der Krisenbewältigung. Zerbricht der von einer Krise Ereilte daran, wird sein Leben früher enden. Hochaltrige hingegen mobilisieren hohe psychische Ressourcen, um dem Zerfall aus körperlichem und/oder psychischem Leid zu trotzen. Strategien sind Vergleiche mit anderen, denen es noch schlechter geht, oder die Rückbesinnung auf eigenes früheres Unglück, das man auch durchgestanden hat. Es ist dies eine Selbstsorge, die oftmals die eigene Befindlichkeit als besser einstuft, als sie sich objektiv dem Beobachter von außen darstellt. Dreiviertel der über Hundertjährigen sehen in ihrem Leben noch einen Sinn. Der Altersforscher Paul Baltes sagt hierzu: „Das Geistige bäumt sich auf, um dem Verfall des Körpers entgegenzuwirken“.

Der tägliche Rotwein

Die Demenz-Raten indes werden höher, je älter die Menschen werden, mag man einwenden. Wenn die Menschen nur alt genug, also über hundert Jahre alt, werden, bekommt jeder seinen

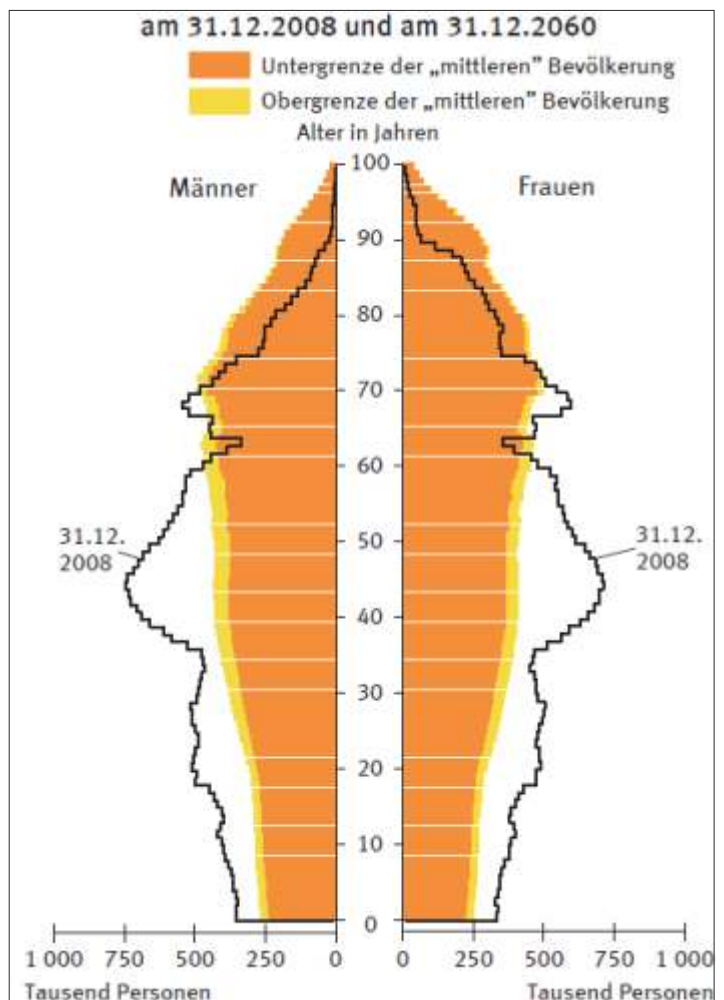
eigenen Alzheimer, wird salopp gesagt. Die Atrophie der Gehirnzellen durch Amyloid-Einlagerungen in den Ganglienzellen mit Plaques-Bildung ist noch immer grundsätzlich unheilbar. Durch Antidementiva kann nur das sich verschlimmernde Fortschreiten gebremst werden. Die Erkrankungsraten sind bei über 90jährigen mit 35 Prozent sehr hoch, so dass bis Jahrhundertmitte eine Zahl von zwei Millionen Dementer in Deutschland befürchtet werden muss. Nur 13 Prozent Hochaltrige behalten ihre vollen kognitiven Kompetenzen bis zum Tod. Präventiv helfen können allerdings körperliche Bewegung, Reduzierung der vor allem fettreichen Ernährung, ausreichende Flüssigkeitsaufnahme, geistige Beweglichkeit und in Maßen ein belebender Alkoholkonsum (ein bis zwei Gläser Rotwein täglich). So kurios es klingt: Somit erweisen sich gerade Langlebigkeitsfaktoren wie Bewegung, fettarme Kost, geistiges Training und das tägliche Glas Rotwein als demenz-vorbeugend. Nicht umsonst gilt Südfrankreich mit seiner Fisch-Olivenöl-Rotwein-Kost als ausgesprochenes Hochaltrigen-Terrain.

Dass unter den hochaltrigen Menschen etwa fünfmal soviel Frauen wie Männer zu finden sind, ist neben dem weniger kriegerischen und riskanten Leben der Frauen ihrer besseren immunologischen Ausstattung (stärkere Abwehrkräfte) und ihrem gesundheitsbewußteren Lebensstil zuzuschreiben (gemäß dem Slogan: Wenn ein alter Mann krank wird, stirbt er darüber; und wenn eine Frau erkrankt, geht sie zum Arzt).

Herausforderung für die Gesellschaft

Wie stellt sich die Gesellschaft nun auf einen immer höheren Anteil von Menschen ein, die das menschliche Höchstalter erreichen? Tatsächlich führt die Forschung den steigenden Anteil der sehr alten Menschen darauf zurück, dass die Sterblichkeit jenseits des 80. Lebensjahres besonders stark abnimmt. Das heißt, wir haben auch mit steigenden Anteilen von Personen im neunten und zehnten Lebensjahrzehnt vor dem 100. Geburtstag zu rechnen. Dabei nimmt auch

die Hochaltrigkeitsforschung die absolute Grenze der menschlichen Lebensdauer bei 112 bis 115 Jahren an. Über 80 Jahre alt ist in Deutschland derzeit jeder zwanzigste, um die Jahrhundertmitte wird es aber bereits jeder siebte sein (absolut steigt die Zahl von vier auf neun Millionen Menschen über 80 Jahren). Der Weg zur magischen Zahl „100“ ist also schon einmal das Ziel. Die Hundertjährigen sind eher die Spitze des Eisbergs der Hochaltrigen-Gesellschaft, in denen die Alt-Alten immer zahlreicher werden.



Der Bevölkerungsaufbau im Wandel von 2008 zu 2060 zeigt Verringerungen bei den Jugendlichen und Zunahmen bei den Älteren
Quelle: Destatis Statistisches Bundesamt

Am Beispiel eines von der Hamburger Körper-Stiftung im Rahmen der Initiative „Hamburg 2030“ veranstalteten Experten-Rundgesprächs können Lösungen aufgezeigt werden, wie das

Leben in einer Gesellschaft mit starker Besetzung der Jahrgänge im neunten und zehnten Lebensjahrzehnt optimal gestaltet werden kann (siehe auch unseren Beitrag „Offensiv und mutig sein“).

Altersarmut bekämpfen

Altersarmut ist auf jeden Fall zu vermeiden. Da sich künftig vermehrt Kohorten mit unvollkommenen Erwerbsbiografien in der Rente befinden, kommt der Grundsicherung im Alter verstärkte Bedeutung zu; wenn nicht im vorgelagerten Rentensystem für bessere Ausgleichs für erwerbsgeminderte Zeiten (Arbeitslosigkeit, Niedriglöhne, Erziehungszeiten) gesorgt wird. Die Frage der Verlängerung der Lebensarbeitszeit über das 67. Lebensjahr hinaus, evtl. teilzeitig, wird weiter erörtert werden.

Das Leben in der eigenen Wohnwelt wird künftig noch stärker präferiert werden. Hundertjährige sind nach Christoph Rott aber nur noch zu folgenden Anteilen zu körperbezogenen Handlungen fähig: Essen zu 62 %, Toilettenhygiene 40 %, Mobilität 38 %, aufstehen/zu Bett gehen 37 %, Outfit besorgen 33 %, Ankleiden 31 %, zum Baden/Duschen zu 13 %; die Ausfälle liegen also zwischen 38 und 87 %. Bei alltäglichen Verrichtungen sieht es noch schlechter aus mit einer Inkompetenz zwischen 68 und 95 % (telefonieren können noch 32 %, Medizin einnehmen 22 %, ihre Finanzen verwalten 9 %, einkaufen, kochen und sich außerhalb der Wohnung zurecht finden nur 6 % und Hausarbeit verrichten gar nur 5 %). Folglich gehen die Pflegebedürftigkeitsraten gegen 80 %, wobei bei einem Fünftel davon die von den Pflegekassen gewährten Leistungen nicht hinreichen.

Soziales Netzwerk

Infolge Ermangelung familialer Stützen (Geburtenrückgang, Singularisierung, geografische Mobilität, Alternativinteressen) wird wahlverwandtschaftlich-ehrenamtliches Engagement im intergenerationellen Verbund (Mehrgenerationenhilfe,

Nachbarschaftskontore, Dritter Sektor) generiert werden müssen. Die nicht mehr ausreichend mobilisierbare professionelle Altenhilfe wird durch Anwerbung von Kräften aus dem Ausland ersetzt werden. Und der sehr alte Mensch wird gut daran tun, sich beizeiten ein ihn tragendes soziales Netzwerk aufzubauen.

Die Unterstützung der Lebensführung durch apparative und informationstechnologische Systeme ist auszubauen. Hier werden die Ansätze des „Ambient Assisted Living“ AAL verfolgt, des Ausbaus umgebungs-unterstützender Hilfen. Es handelt sich um intelligente Kombinationen von Mensch und Maschine. Nachlassende Kräfte werden ersetzt (Beispiel Katapult-Sessel), schwindender Erinnerung wird aufgeholfen (automatisches Abschalten von Energie-/Wasser-Zufuhr) und Sicherheit wird generiert (Bewegungsmelder, Alarmauslösung bei Nahestehenden und Hilfsdiensten). Das Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft fördert eine ganze Reihe solcher AAL-Projekte altersgerechter Assistenzsysteme. Mit ihrer großflächigen Einführung wird zwischen 2015 und 2025 gerechnet.



Modell einer Wohnung mit dem eingebauten elektronischen Warn- und Meldesystem PAUL – Persönlicher Assistent für Unterstütztes Leben Foto: Kurt Witterstätter

Geduld und Gelassenheit

Zureichendes Einkommen, Hilfen von außen, technischer Support, Freunde: Alles schön und gut. Wird denn der hochaltrige Mensch mit seinen Einschränkungen und Angewiesenheiten auf sporadisch helfende Zugänger und auf intelligente Technik überhaupt noch bis zu seinem 112. oder 115. Lebensjahr leben (und durchhalten) wollen? Welches ist sein Überlebens-Antrieb? „Ich habe das Leben immer so genommen, wie es ist“, sagt eine 100jährige Interviewte im Band „100 Jahre leben. Porträts und Einsichten“ von Andreas Labes und Stefan Schreiber. Die Impulse für ein sehr langes Leben sind nicht verbissener Ehrgeiz und Hochleistungs-Antrieb, es auf jeden Fall zu schaffen. Hilfreich und altersnatürlich sind vielmehr Gelassenheit, Bescheidenheit, Geduld, Versöhnlichkeit und Barmherzigkeit. Im Ganzen ein prosozialer und freundlicher Lebensstil. „Ich habe eine innere Ruhe gefunden, um die 100 zu erreichen. Es muss nicht sein. Aber ich lasse mich überraschen. Es kommt, wie es kommt. Ich bin wunschlos glücklich“, sagte eine 97jährige auf die Frage, ob sie hundert Jahre alt werden möchte.

Religiosität

Aufgeschlossen sein für andere, Umgänglichkeit vorleben, sich für vieles interessieren, aktiv und neugierig bleiben, das hält die Hochaltrigkeits-Forschung für bedeutsam. Und religiöse und spirituelle Menschen, die Geiz, Neid, Ehrgeiz und Unversöhnlichkeit überwunden haben, besitzen große Chancen, glücklich und gelassen ein sehr hohes Alter zu erreichen. Sie wissen um ihren Tod, und sie haben keine Angst vor ihm. „Wichtig ist der innere Frieden, den muss man suchen. Wenn man ihn gefunden hat, kann er das Leben verlängern“, sagte ein befragter gläubiger alter Herr und blickte voraus: „Nach dem Tod kommen all unsere Seelen zusammen. Ich freue mich auf meine Mutter und meinen Vater“.

Beim Umbruch gestaltend mitwirken Ältere zur Beeinflussung des Demografie-Wandels aufgerufen

Die Bundesregierung verfolgt aktiv die von Bundesforschungsministerin Annette Schavan vorgelegte „Forschungsagenda der Bundesregierung für den demographischen Wandel: Das Alter hat Zukunft“. Es handelt sich dabei um ein ressortübergreifendes Forschungskonzept zu diesem Thema. Mit der Agenda richtet die Bundesregierung die Forschungsprogramme der Bundesministerien konsequent auf Herausforderungen und Chancen des demographischen Wandels aus. „Wir wollen durch Forschungsanstrengungen die Entwicklung von neuen Lösungen, Produkten und Dienstleistungen vorantreiben, die die Lebensqualität und gesellschaftliche Teilhabe älterer Menschen verbessern. Wir wollen dadurch zum Wohle aller Generationen bislang verborgene Schätze einer Gesellschaft des längeren Lebens heben“, so umriss Forschungsministerin Schavan das Ziel der Agenda.

Verbesserte Lebensbedingungen, Frieden, und soziale Sicherungssysteme haben in den Industrienationen einen Wandlungsprozess in der Altersstruktur der Bevölkerung zur Folge. Das Ansteigen des Altersdurchschnitts zieht wiederum Veränderungen im Lebens- und Berufsalltag nach sich. Wie geht die Gesellschaft damit um? Wie können wir Chancen nutzen und von Erfahrungen profitieren? Lösungen aus der Gesundheitsforschung sind hier ebenso gefragt wie aus Produktion und Dienstleistung, für die Aus- und Weiterbildung und für die Umgestaltung unserer Städte. Das Bundesministerium für Bildung und Forschung BMBF fördert in verschiedenen Fachprogrammen Ansätze zum Umgang mit dem demografischen Wandel.

Der demografische Wandel

Die Veränderungen in der Altersstruktur der Gesellschaft kommen weder unerwartet noch ist dieser Prozess unerforscht. Die heutige Alterspyramide ist Ergebnis der schon seit vielen Jahren zu beobachtenden langfristigen Bevölkerungsentwicklung.

Die ersten Folgen waren bereits umgesetzte Anpassungen in der Struktur der sozialen Sicherungssysteme. Gegenwärtig wird die Zahl der Schulen der verringerten Anzahl von Kindern im schulpflichtigen Alter angepasst. Und wenn in zehn Jahren aus den Kindern Jugendliche geworden sind, wird unter diesen veränderten Bedingungen ein Nachwuchsmangel an Auszubildenden und damit ein Fachkräftemangel spürbar werden. Wie bei allen langfristigen Entwicklungen, deren Folgen für die Allgemeinheit erst im Jahr 2020, oder 2050 sichtbar werden, droht die Zeit ungenutzt zu verstreichen, die für die Entwicklung von Alternativen und ein Umdenken in der Praxis benötigt wird.

Unterstützende Umgebung

Über 800 Expertinnen und Experten aus Forschung, Wissenschaft, Politik und Wirtschaft diskutierten kürzlich auf dem Kongress zur Unterstützenden Umgebung „Ambient Assisted Living“ AAL technische Lösungen für eine älter werdende Gesellschaft. Unter AAL versteht man Konzepte, Produkte und Dienstleistungen, die neue Technologien und soziales Umfeld miteinander verbinden, um die Lebensqualität für Menschen in allen Lebensabschnitten zu erhöhen. 2012 starten über 20 neue vom BMBF geförderte Forschungsprojekte für altersgerechte Assistenzsysteme. Ein Schwerpunkt lautet: „Mobil bis ins hohe Alter“. Das Projekt ACCESS zum Beispiel entwickelt ein elektronisches Leitsystem zur barrierefreien Routenplanung und Navigation durch Städte und Gebäude für gehbehinderte Senioren. Andere Projekte werden technische Assistenzsysteme für die ambulante Pflege in strukturschwachen Regionen entwickeln. Der demografische Wandel ist ein Schwerpunkt

Aus urheberrechtlichen Gründen haben wir das Bild gelöscht.

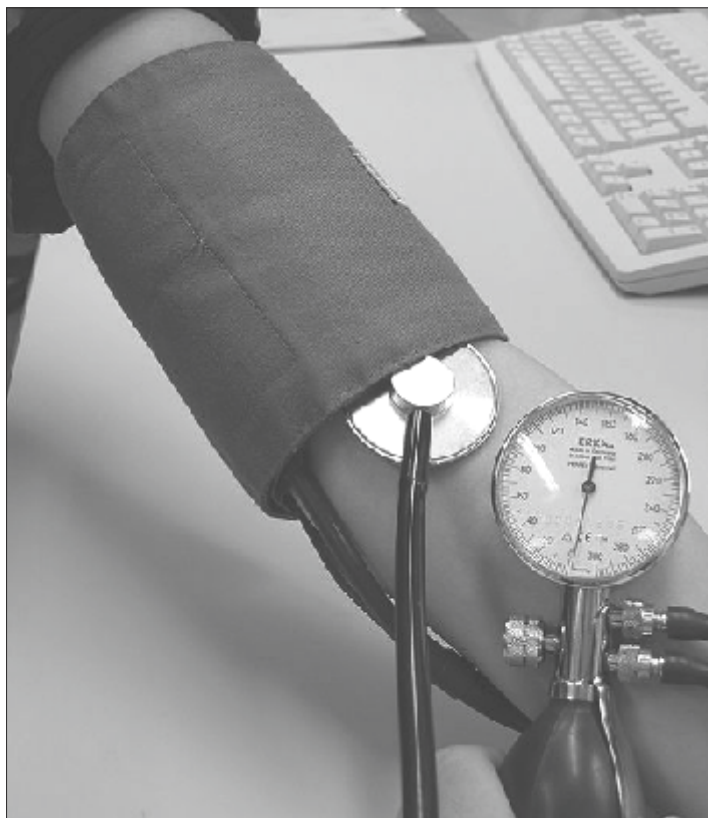
der Forschungsförderung des BMBF. Die im November 2011 vom Bundeskabinett verabschiedete „Forschungsagenda für den demographischen Wandel: Das Alter hat Zukunft“ benennt dazu sechs Handlungsfelder: Grundsatzfragen einer Gesellschaft des längeren Lebens

- Kompetenzen und Erfahrungen älterer Menschen für Wirtschaft und Gesellschaft nutzen
- Älter werden bei guter Gesundheit
- Gesellschaftliche Teilhabe: Mobil in Verbindung bleiben
- Sicher und unabhängig Wohnen
- Mit guter Pflege zu mehr Lebensqualität.

Gesund Altern

Natürlich liegt auch ein besonderer Schwerpunkt des BMBF im Bereich Gesundheitsforschung. Neben der besseren Vermeidung, Früherkennung und Behandlung von Krankheiten, deren Häufigkeit bei einer alternden Bevölkerung zunimmt, geht es insbesondere auch um Forschungsarbeiten und Entwicklungen, die darauf abzielen, Autonomie und Mobilität zu erhalten.

Die Chancen, gesund zu altern, stehen heute besser denn je. Die durchschnittliche Lebenserwartung stieg, vor allem aufgrund der rasanten Fortschritte in der Medizin, in den vergangenen hundert Jahren kontinuierlich an und wird nach



Regelmäßige Messung des Blutdrucks gehört zur Diagnose in der Behandlung Älterer

Quelle: Wikipedia - Pia von Lützu

allgemeiner Erwartung auch weiterhin steigen. Wichtig für Gesundheit im Alter ist der Ausbau von Prävention und Früherkennung zahlreicher Erkrankungen. Das gilt besonders für die Demenz und andere neurodegenerative Erkrankungen.

Ebenso müssen wir unseren Lebensalltag an die Veränderungen der Altersstruktur in Deutschland anpassen. Durch den steigenden Anteil der Älteren in unserer Gesellschaft verändern sich die Anforderungen an Produkte und Dienstleistungen, an die Aus- und Weiterbildung und an die Gestaltung des direkten Lebensraums. Welche Konsequenzen hat der demografische Wandel für das Wohnen, die Mobilität und damit für die Struktur der Städte? Um langfristig auf Veränderungen reagieren zu können, müssen sie bereits jetzt in den Blick genommen werden. Das BMBF untersucht alle diese Bereiche in verschiedenen Forschungsprogrammen und verhindert, dass Zeit ungenutzt verstreicht und für die Entwick-

lung von Alternativen nicht mehr zur Verfügung steht.

Potenziale der Älteren

Das lebenslange Lernen eröffnet dabei auch älteren Menschen neue Möglichkeiten, mit den Veränderungen im täglichen Leben Schritt zu halten. Die ältere Generation ist eine wichtige und Impulse gebende Stütze der Gesellschaft, denn sie ist anderen Generationen in zahlreichen Bereichen in ihrem Wissen voraus. Der besondere Wissensvorsprung kann die Gesellschaft einerseits durch Erschließen dieses Erfahrungsschatzes bereichern und andererseits helfen, angesichts der demographischen Entwicklung ein größeres Wertschöpfungspotenzial freizusetzen. Mit dem Altersaufbau der Bevölkerung verändert sich auch die Zusammensetzung der Belegschaften in den Betrieben: Es rücken weniger junge Berufsanfängerinnen und -anfänger nach, die Potenziale des älteren Personals gewinnen an Bedeutung. Die Gesellschaft hat erkannt, dass wir durch eine kontinuierliche, lebensbegleitende Weiterbildung die Beschäftigungsfähigkeit der Menschen bis zum Rentenalter sichern und somit die Innovationskraft und Produktivität der Gesellschaft des demografischen Wandels erhalten können. Wenn Kenntnisse und Fähigkeiten immer wieder auf neue berufliche Anforderungen eingestellt werden, erhöhen sich die Beschäftigungsmöglichkeiten gerade für ältere Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer. Ein 55jähriger, der sich kontinuierlich weiterbildet und sein Wissen auf den neuesten Stand bringt, hat dem 25jährigen eines voraus: 30 Jahre Berufserfahrung. Eine solche Kombination aus Erfahrungswissen und dem aktuellen Wissensstand bringt sowohl den Beschäftigten als auch den Arbeitgeberinnen und Arbeitgebern erhebliche Vorteile. Diese Chancen gilt es gemeinsam entschlossen zu nutzen.

Lernen im Lebenslauf

Lernen hört nach Schule, Ausbildung oder Studium nicht auf, denn Lernen ist das wesentliche Werkzeug zum Erlangen von Bildung und damit

für die Gestaltung individueller Lebens- und Arbeitschancen. Um die Bedingungen in diesem Bereich zu verbessern hat die Bundesregierung die Konzeption für das Lernen im Lebenslauf verabschiedet. Diese Konzeption knüpft unmittelbar an das an, was im Rahmen der Qualifizierungsinitiative der Bundesregierung umgesetzt wird.

Die deutsche Wirtschaftskraft hängt davon ab, wie gut es dem Land gelingt, die Arbeitsbedingungen in Produktion und Dienstleistung zu verändern, wenn der Altersdurchschnitt der Arbeitsbevölkerung steigt und zugleich der Arbeitskräftenachwuchs mit der abnehmenden Zahl von Jugendlichen schrumpft. Für die Unternehmen wird es in wenigen Jahren überlebenswichtig, Antworten auf folgende drängende Fragen zu finden:

- Sollte die Produktion noch stärker automatisiert werden, um fehlende Arbeitskräfte zu ersetzen?
- Wie lässt sich die Arbeit organisieren, um die Qualifikation der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dauerhaft zu erhalten; wie können Arbeit und Weiterbildung besser miteinander verbunden werden?
- Welche Folgen hat im Bildungsbereich eine Verschiebung der Schwerpunkte von der Erstausbildung zum lebenslangen Lernen?
- Welche Folgen für die Betriebe hat es, wenn immer weniger junge Arbeitskräfte eine Ausbildung beginnen und dann einen Beruf ergreifen?

Das BMBF fördert mit den Sozialpartnern Lösungskonzepte für diese Fragen.

Demografie-Initiative

In einer ersten Phase wurden betriebliche Werkzeuge in Kooperation von Verbänden, Sozialpartnern und über 130 Unternehmen unter wissen-

schaftlicher Begleitung erarbeitet. Auf einem Kongress in Berlin wurden die Ergebnisse vorgestellt. In der zweiten Phase geht es darum, diese erfolgreichen Beispiele einem möglichst breiten Publikum zugänglich zu machen. Auf dem jetzt mit den Sozialpartnern aufgebauten Portal „demowerkzeuge.de“ stehen allen Unternehmen spezielle neue Werkzeuge zur Verfügung, die auf demografisch bedingte Änderungen in den Betrieben ausgerichtet sind. Dies umfassen unter anderem neu gestaltete Instrumente zur Personalplanung wie die Altersstrukturanalyse, die vereinfacht wurden, um sie auch für die einzelnen Unternehmen nutzbar zu machen. Traditionelle Instrumente des Personaleinsatzes und der Personalerfassung wie eine Personaleinsatzmatrix können zusätzlich helfen. Schließlich sollen Vorschläge zur Personalstruktur und Arbeitsgestaltung wie zur altersgemischten Teambildung und zum Wissenstransfer zwischen demnächst ausscheidenden Erfahrungsträgern und ihren künftigen Nachfolgern sowie zur Bildung von Tandems zur engen Zusammenarbeit über bestimmte Zeitspannen hinweg hilfreich wirken.

Dem Übel auf der Spur Forschung der Volkskrankheiten wird gestärkt

Im Jahr 2050 wird nach Hochrechnungen jeder dritte Einwohner in Deutschland 65 Jahre oder älter sein. Jeder Siebte in Deutschland ist dann sogar 80 Jahre und älter. Mit der höheren Lebenserwartung steigt auch die Erwartung an die Lebensqualität. Andererseits wird der Mensch im Alter anfälliger für Krankheiten wie Krebs, Diabetes oder Demenz. Diesen sogenannten Volkskrankheiten gilt die besondere Sorge der Forschung, die von der Bundesregierung unterstützt wird. Dem Magazin für Soziale und Familie der Bundesregierung Nr. 3 von 2012 entnehmen wir folgende Darstellung.

200.000 Menschen erkranken jährlich an Demenz, 450.000 an Krebs. Todesursache Nummer eins sind Herz-Kreislauf-Erkrankungen. Für Forscher eröffnet sich hier ein weites Feld. Viele wissenschaftliche Rätsel sind ungelöst. Deshalb bündelt das Bundesministerium für Bildung und Forschung wichtige nationale Kompetenzen in sechs Deutschen Zentren der Gesundheitsforschung DZG. Dort werden optimale Forschungsbedingungen für den Kampf gegen Volkskrankheiten wie Diabetes, Krebs, neurodegenerative Erkrankungen, Herz-Kreislauf-, Infektions- und Lungenerkrankungen geschaffen.



Viele wissenschaftliche Rätsel bei Erkrankungen sind noch zu lösen Foto: Deutsches Zentrum für Diabetesforschung e.V.

Hier bringen wir Forscherinnen und Forscher zusammen, unabhängig davon, in welcher Ein-

richtung sie arbeiten und ob sie Grundlagenforschung oder klinische Untersuchungen betreiben“, sagte Bundesforschungsministerin Annette Schavan. „Der Dreh- und Angelpunkt ist die enge Zusammenarbeit zwischen den Akteuren“.

Vom Labor in den Alltag

Forschungsergebnisse sollen durch die Bündelung schneller in den klinischen Alltag gelangen. Ziel ist es, die Patienten bestmöglich, orientiert am neuesten Stand der Wissenschaft, zu behandeln. So widmet sich das Zentrum für neurodegenerative Erkrankungen der Frage, wie Parkinson- oder Demenzerkrankungen entstehen. Beeinflussen Umwelt und genetische Faktoren Nervenzellen derart, dass sie absterben? Spielen Alkohol- und Nikotin-Mißbrauch eine Rolle? Gibt es Wechselwirkungen mit anderen Krankheiten, zum Beispiel Diabetes?

Ein zweites Zentrum widmet sich der Diabetesforschung. Neu eingerichtet werden vier neue Zentren: Zu Infektionskrankheiten, Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Lungenerkrankungen und Krebs. „Es ist unser Ziel, neue Erkenntnisse so rasch wie möglich in die ärztliche Praxis einfließen zu lassen“, bekundet Forschungsministerin Schavan.

Lebensqualität erhöhen

Das Programm sieht weitere fünf Aktionsfelder vor. Dabei geht es darum, die Medizin stärker auf das Individuum auszurichten. Außerdem geht es um Vorsorge, Ernährung, Fragen der Wirtschaftlichkeit und internationaler Zusammenarbeit. Der Druck, schnellstmöglich neue Wege für Prävention und Behandlung zu finden, ist aus medizinischen und ökonomischen Gründen groß. Eine Untersuchung der Universität Köln zeigt, dass durch Diabetes mellitus in Deutschland pro Jahr Kosten in Höhe von rund 60 Milliarden Euro entstehen. „Je mehr wir an medizinischen Themen forschen, desto besser können wir nicht nur Krankheiten behandeln, sondern sie verhindern. Das entlastet auch finanziell das Gesundheitssystem“, so Schavan.

Für die Zentren zur Erforschung der wichtigsten Volkskrankheiten stellt das Bundesforschungsministerium bis 2014 eine halbe Milliarde Euro bereit. Zusätzlich fließen 1,5 Milliarden Euro in die Projektförderung dieser Einrichtungen. Für die Gesundheitsforschung insgesamt stellt das Bundesministerium von 2011 bis 2014 insgesamt 5,5 Milliarden Euro bereit. Hinzu kommen Ausgaben anderer Bundesministerien für Projektförderung, institutionelle Förderung und fachspezifische Forschung.

Offensiv und mutig sein Die Hundertjährigen im Fokus von „Hamburg 2030“

Alt sein: Wann beginnt das? Wie geht die Gesellschaft damit um? Wie geht man selbst damit um? Welche Gefahren, welche Chancen bietet der sogenannte dritte Lebensabschnitt? Im Radiohaus des NDR bewegten sich bei der Podiumsdiskussion „Hamburg im Alter“, die Teil der Veranstaltungsreihe „Hamburg 2030“ der Körber-Stiftung, von „NDR 90,3“ und des „Hamburg Journal“ war, die Hauptpositionen der drei Teilnehmer zwischen Kampf gegen Altersdiskriminierung (Marlis Dürkop-Leptihn), einem Plädoyer für individuelle Altersvorsorge und angehobenes Rentenalter (Dietrich Wersich) sowie der Forderung nach ernsthaftem Dialog von Jung und Alt (Harald Wilkoszewski).

Jeder vierte Hamburger alt

Die Soziologin und Sprecherin der Grünen Alten in Hamburg, Dürkop-Leptihn, ist dabei die einzige Diskutant, die mit ihren 68 Jahren bereits am eigenen Leib erlebt haben kann, wovon sie spricht. Für den 47jährigen Hamburger CDU-Fraktionschef Wersich und den 35jährigen Wissenschaftler Wilkoszewski vom Max-Planck-Institut für demografische Forschung ist das Thema Alter noch Zukunftsmusik. „Und nichts ist

so unsicher wie die Zukunft“, warf der Benjamin der Runde im späteren Verlauf des Abends ein und relativierte damit seine statistischen Berechnungen zur demografischen Entwicklung der Gesellschaft und die damit verbundenen Prognosen. „Fakt ist allerdings“, wie Moderator Thorsten Pilz von NDR 90,3 sagte, „dass wir immer älter werden“. Wir könnten schon eine große Zahl Hundertjähriger im Visier haben. Seine Kollegin Catarina Felixmüller präziserte: „Im Jahr 2030 wird jeder vierte Bürger in Hamburg über 60 Jahre alt sein“. Das sind rund 400.000 Menschen, von denen wiederum ein Viertel über 80 Jahre alt sein werden.



Die Diskussionsrunde um „Hamburg 2030“ (von links): Thorsten Pilz, Harald Wilkoszewski, Marlis Dürkop-Leptihn, Dietrich Wersich, Catarina Felixmüller
Foto Körber-Stiftung: Claudia Höhne

Fließende Grenze zur Rente

Rein theoretisch müssten also immer weniger Erwerbstätige immer mehr Rentner mit finanzieren. „Überzogen formuliert: 30 Jahre Ausbildung, 30 Jahre Arbeit, 30 Jahre Rente. Das kann nicht funktionieren“, so Wersich. Der CDU-Politiker forderte daher die Bereitschaft zu altersteilzeitiger Arbeit auch jenseits des Renteneintrittsalters, das seiner Ansicht nach, abhängig von der jeweiligen Branche, weiter angehoben werden müsse. Viele Menschen müssten und wollten auch länger arbeiten. Die Gesellschaft müsse diese Arbeits- und Partizipationsbereitschaft allerdings auch anerkennen und Mittel und Wege finden, wie diese human eingelöst werden könne.

Angst vor dem Loch

Gebraucht werden, wichtig sein, etwas zu tun haben: Das sei auch für ältere Menschen entscheidend, so die Soziologin Dürkop-Leptihn. Viele würden sonst in ein Loch fallen. Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen hätten sich geändert: Höhere Lebenserwartung durch bessere Gesundheit, andere Arbeitsbedingungen. „Ich ärgere mich, dass es kein Bewusstsein dafür gibt, dass auch ältere Menschen aktiv sein wollen“. Gegen diese Altersdiskriminierung müsse man sich wehren. „Die Jungen werden ein Miteinander mehr wollen, wenn wir Alten uns mehr mögen“, ist sich die dynamische 68jährige Politikerin sicher. Doch die Älteren müssten auch etwas zu bieten haben, offensiver und mutiger sein, sich anpassen und vor allem „nicht immer alles besser wissen“. Die konkreten Vorstellungen der Grünen-Politikerin: Andere Arbeitsplätze für Ältere seien notwendig, die Tätigkeit im Pflegebereich müsse aufgewertet, Wohnfragen müssen anders gelöst werden.

Nachbarschaftskontore helfen

Noch unter schwarz-grüner Ägide war im Februar 2011 das Handlungskonzept für eine Seniorengerechte Stadt auf den Weg gebracht worden. Wersich, der vor dem Regierungswechsel Senator für Soziales, Familie, Gesundheit und Verbraucherschutz war, steht auch heute noch zu dem Konzept der Nachbarschaftskontore in den Stadtteilen, wo sich Bürger aller Altersstufen gegenseitig unterstützen sollten. Dabei solle es aber nicht nur um ehrenamtliche Tätigkeiten gehen. „Erfolgreich altern“ hieß das Stichwort, das Pflichten und Chancen des Altwerdens beinhaltet. Öffentliche Weiterbildungsangebote wie Sprach- und Computerkurse müssten generationsübergreifend gestaltet werden. Im Zuge des Fachkräftemangels seien aber auch die Unternehmen gefordert, für die Qualifikation ihrer Belegschaft, wenn die ins höhere Alter rutschen, zu sorgen, statt Arbeiter mit 50 oder 55 Jahren auszusondern, so Wersich. Er hoffe, dass die Arbeitgeber sich in Zukunft noch mehr als bisher

um die Erfahrungen und Potenziale der älteren Generation bemühen würden.

Altersarmut als Risiko

Eine Veränderung im gesellschaftlichen Bewusstsein, von der noch nicht viel zu spüren sei, zumindest nicht aus Sicht einer 63jährigen, die sich aus dem Publikum meldete. Die Sozialpädagogin sei durch das neue Scheidungsgesetz gezwungen, nun wieder zu arbeiten und suche händerringend einen Job: „Doch wer nimmt mich denn noch für die letzten zwei Jahre?“ Ein Großteil der Zuhörer gehörte offenbar bereits der älteren Generation an. Viele Rentnerinnen würden unter dem Sozialhilfeniveau leben, brachte eine Zuschauerin ein, die selbst von der Witwenrente lebt. Auf den Hinweis des ehemaligen Sozialsenators Wersich, man müsse mit Eigenkapital und Erwerb von Eigentum selbst für das Alter vorsorgen, konterte sie, dass beispielsweise viele angestellte Handwerker oft gar nicht genügend verdienen würden, um dann noch zu sparen. Dass insbesondere Frauen von einer neuen Altersarmut bedroht oder bereits betroffen seien, sei auch statistisch belegt, so Wissenschaftler Wilkoszewski. Und Grünen-Politikerin Dürkop-Leptihn versprach, „weiter auf der Geschlechterschiene zu arbeiten“. So gehörten Steuerregelungen wie das Ehegattensplitting, die Frauen schlechter stellten, endlich abgeschafft. Dafür müssten mehr Frauen in die Parlamente und für ihre Rechte kämpfen.

Die Politik ist gefordert

Eines sei klar geworden, läutete Moderatorin Felixmüller die Schlussrunde der regen Debatte ein, ökonomisch und sozial müsse es zu erheblichen Verbesserungen kommen. Da sei die Politik gefragt. Wilkoszewski forderte in diesem Zusammenhang einen wirklich ernsthaften Dialog zwischen Jung und Alt und, dass eine Gerechtigkeitsdiskussion, wie der Wissenschaftler es nannte, nicht länger ausgeblendet werden dürfe. Obwohl die Situation gerade der heutigen Rentner oftmals alles andere als zufriedenstellend ist,

gibt es auch Sicht der Podiumsteilnehmer durchaus Grund, optimistisch in die Zukunft zu blicken: Auch wenn es 2030 immer mehr Alte sein werden, bereite das jetzige Leben die zukünftigen Rentner bereits darauf vor, was auf sie zukommt. Und: Mehr Alte bedeute auch eine größere Lobby für die alten Menschen.

Gemeinsam stark sein Jung und Alt thematisieren gesellschaftliche Herausforderungen

Zum „Europäischen Jahr für aktives Altern und Solidarität zwischen den Generationen“ veranstalten der Deutsche Bundesjugendring (DBJR), Arbeitsgemeinschaft von mehr als 30 Jugendverbänden und 16 Landesjugendringen, und die Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen (BAGSO), Dachverband von 109 Senioren-Organisationen, eine Fachtagung „Gemeinsam sind wir stärker“.

Jung und Alt stehen vor gesellschaftspolitischen Herausforderungen, von denen viele nur gemeinsam bewältigt werden können. Die Fachtagung am 1. März in Hannover dient dazu, die Unterschiede in Bezug auf Ziele und Lösungswege zu erkennen und Gemeinsamkeiten herauszuarbeiten.

In ausgewählten Themenfeldern sollen konkrete Ideen ausgetauscht und neue, auch gemeinsame Handlungswege gefunden werden. Dabei geht es beispielsweise um politische Partizipation und die Rolle der Zivilgesellschaft. Ein weiteres Thema ist das Leben in strukturschwachen Räumen. Sowohl junge als auch alte Menschen sind von einer guten Infrastruktur abhängig, die aber in vielen – vor allem ländlichen – Regionen zusammenbricht: Nahverkehr und -versorgung sowie Arztpraxen und Kulturveranstaltungen fehlen.

„Im Miteinander der Generationen liegt ein Schlüssel für die Zukunftsfähigkeit unseres Landes“, sagt Prof. Dr. Ursula Lehr, Vorsitzende der BAGSO. Deshalb sei es wichtig, mit einer Organisation wie dem DBJR über die Zukunft nachzudenken. „Wir wollen die Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen den Generationen thematisieren, deren Potenzial erkennen und gemeinsame Herausforderungen benennen“, sagt Sven Frye, Vorsitzender des DBJR. Spannend ist beispielsweise die Frage, ob neue Kommunikationsformen im Internet Hindernis oder Chance für die Kommunikation zwischen Jung und Alt sind.

Jedes Alter hat Zukunft Kirche begrüßt EU-Jahr des aktiven Alters

Das von der Europäischen Union ausgerufene Europäische Jahr des aktiven Alterns und der Solidarität zwischen den Generationen rennt auch bei der Evangelischen Kirche in Deutschland EKID offene Türen ein. „Besser hätte die Losung für 2012 auch für die Kirchen nicht formuliert werden können“, da ist der Vorsitzende der Evangelischen Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit EAfA der EKID, Jens Peter Kruse, völlig einverstanden. „Die Kirchen müssen sich stärker als bisher bewusst werden, dass ihre Mitglieder nicht nur älter werden, sondern auch länger vital und engagementbereit sind“. Diese Entwicklung eröffne den Kirchen neue, bisher kaum bedachte Perspektiven für ihre Reformprozesse und berge erhebliches Zukunftspotenzial.

Bisher sei wenig bekannt, dass die Kirchen aufgrund ihres demografischen Aufbaus zur Zeit schneller altern als die Gesellschaft insgesamt. „Die Kirchen sind etwa um 30 Jahre voraus“, betont Kruse. Diese Vorreiterrolle gelte es zu nutzen. Denn ein wichtiger Schlüssel für das solidarische Miteinander der Generationen seien die Potenziale der Älteren. „Ohne die Zeit- und

Kompetenz-Ressourcen älterer Menschen lassen sich weder die Aufgaben der Kirche noch die gesellschaftlichen Herausforderungen bewältigen“, ist sich Kruse sicher.

Die Gemeinden sind Orte, an denen sich die Generationen regelmäßig begegnen und solidarisch zusammen stehen können. Die Vorreiterrolle der Kirchen sollte gezielt genutzt werden, um modellhaft zu erproben, wie aktives Altern und Generationensolidarität zukünftig gelebt werden können. Voraussetzung sei allerdings, dass die große Loyalität der älteren Menschen zu den Kirchen erkannt werde, Ältere zum Engagement eingeladen und Vorbehalte gegenüber einer aktiven und selbstverantwortlichen Mitgestaltung abgebaut würden. Kruse: „Eine ‚demografie-sensible‘ Kirche, die auf das Engagement älterer Menschen setzt und eigenverantwortliches Mittun ermöglicht, wird mit dem Alter wachsen.“

Der EAfA-Vorstand begrüßt den Beschluss des Diakonischen Werkes der EKD, das „Europäische Jahr des aktiven Alterns und der Solidarität zwischen den Generationen“ zum Jahresthema zu machen. Er sieht darin einen wichtigen Beitrag, um aufzuzeigen, in welcher Vielfalt die Kirchen schon heute zum aktiven Altern einladen.

Als Dachverband für Altersfragen in der Evangelischen Kirche in Deutschland EKID befördert die EAfA die kontinuierliche Weiterentwicklung evangelischer Altenarbeit und regt zur Auseinandersetzung mit Altersfragen an. Das EU-Jahr 2012 biete dafür gute Chancen, so Kruse, denn in der Kirche habe jedes Alter eine Zukunft.

Würdevoll umsorgen Diakonie unterstützt Bündnis für gute Pflege

Der Diakonie-Bundesverband Deutschland begrüßt ausdrücklich die Initiative „Bündnis für gute Pflege“ und teilt die Positionen und Forderungen des Bündnisses. „Die Diakonie hat ein großes Interesse, sich gemeinsam mit allen Sozialpartnern für eine würdevolle Pflege zu engagieren und sich für gute Arbeits- und Rahmenbedingungen einzusetzen“, erklärte Maria Loheide, sozialpolitischer Vorstand des Diakonie Bundesverbandes in Berlin.

Hilfe- und pflegebedürftige Menschen bräuchten eine starke Lobby, die ihre Interessen gegenüber der Politik vertrete. Auch die Denkschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland zur Gesundheit mit dem Titel „Und unseren kranken Nachbarn auch!“ sehe diese Notwendigkeiten.

Die Diakonie setze sich schon lange für die Verbesserung und Weiterentwicklung der Pflege ein. „Leider ist ein Bündnis aller Verbände der Wohlfahrtspflege und aller Sozialpartner zu diesem Zeitpunkt nicht gelungen“, sagte Loheide. „Das bedauern wir insbesondere als federführender Verband der Bundesarbeitsgemeinschaft der Freien Wohlfahrtspflege“.

Evas florale Ornamentik Wien feiert 150. Geburtstag von Jugendstil-Maler Gustav Klimt

In Wien ist er nicht nur derzeit in seinem 150. Geburtsjahr so allgegenwärtig wie Mozart in Salzburg: Jugendstil-Maler Gustav Klimt mit seinen goldenen, mosaik-geschmückten Frauengewandungen. Der sanfte Genuss des Kusses



Gustav Klimt

findet sich auf Taschen, Dosen, Etais und Postern. Der vom Lebensthema Frau erotisch wie psycho-symbolisch nahezu obsessiv erfüllte Klimt wurde am 14. Juli 1862 in Baumgarten bei Wien in die Familie eines aus Böhmen eingewanderten Edelmetall-Graveurs mit sechs Geschwistern hinein geboren.

Mit 15 Jahren wird der junge Klimt bereits Lernender an der Wiener Kunstgewerbeschule und eignet sich so umfangreiches, geistiges und kunsthandwerkliches wie kunsthistorisches Rüstzeug an, dass er schon bald Ausstattungsaufträge für öffentliche Gebäude erhält (Kurhaus

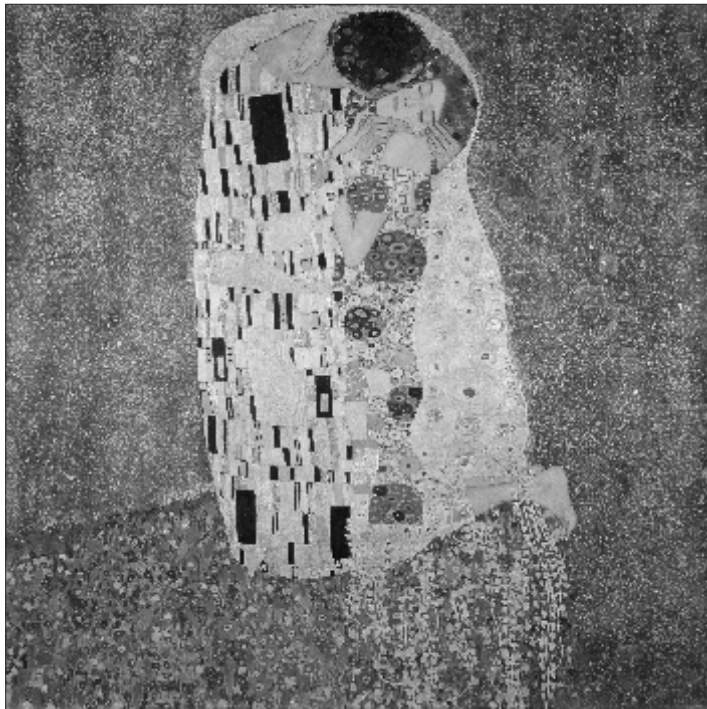
Karlsbad, Villa Hermes Kaiserin Elisabeths, Burgtheater und Kunsthistorisches Museum Wien).

Klimts Abkehr vom imperialen Monumentalstil und seine Hinwendung zur ornamentalen Symbolik verstören und begeistern. Mit Gleichgesinnten (darunter seinem zwei Jahre jüngeren Bruder Ernst) wird in der sich vom Historismus abwendenden Secessions-Bewegung der Wiener Jugendstil begründet. Immer wieder bestimmen in Klimts Bildern starke Frauengestalten von biblischem Format wie Judith, die mit der Tötung des Holofernes ihre Stadt rettete, und andere weibliche Figuren mit Mut und Tatkraft die Szenerie. Der junge Secessionist erstrebt eine in der Luft liegende Selbstständigkeit und Idealisierung der Frau. Klimt wird mit Porträts vieler Frauengestalten der Wiener Gesellschaft schon als Dreißiger zu einer Berühmtheit der austro-kaiserlichen Metropole. Affären tun ein übriges zur Prominenz des dickschädigen Malers, der sich bald ein Atelier-Haus in der Feldmühlengasse von Wien-Hietzing leisten kann. Mit seiner Lebenspartnerin, der Modeschöpferin Emilie Flöge, begibt er sich jährlich an seinen Sommersitz am Attersee.

Klimts bunte Wiesen-Ornamente in seinen Landschaftsbildern wie im Hintergrund seiner Frauenporträts sind nur scheinbar dem Impressionismus verwandt. Dafür ist die florale Ornamentik dieser Teppiche zu exakt. Es sind rhythmisierte Tapisserien, die sich auch auf den fließenden, goldenen Gewändern seiner Frauenbildnisse finden. Die sind deshalb nie von fauvistisch-vulgärer Wildheit, sondern von objektivierendem Ästhetizismus. Da schlagen denn auch exotische Motive durch wie Dreiecksaugen, Blüten, Blätter, Spiralen und kleine Vierecke orientalischer und fernöstlicher Ornamentik. Die an der Basis goldgetönten, reichen Hüllen sind von der byzantinischen, frühchristlichen Mosaik-Technik beeinflusst.

Auch in Klimts seinerzeit heiß diskutierten Wiener Wissenschafts- und Beethoven-Wänden dominieren mit den feindlichen Gewalten Krankheit, Wahnsinn und Tod Frauengestalten als Wider-

sacher der schwachen Menschen. Mit den „Drei Lebensaltern“ thematisiert Klimt den Verlust der Gebärfähigkeit der alten Frau, doch stellt er Kind und junge Mutter dagegen. Allerdings mit geschlossenen Augen. Klimt begreift das Leben in der Nähe Freuds also auch als Traum. Glück, Freude und Liebe helfen den verwilderten Menschen im Mosaik an den Wänden des Secesionsgebäudes am Karlsplatz in der humanen Kunst Beethovens auf. Klimt stellt das im Fries zum 75. Todestag des großen Komponisten 1902 sowohl mit den feinen Händen der Lyra-Spielerin als auch mit einem groben Gorilla und mit kraftvollen Gebärden heraus.

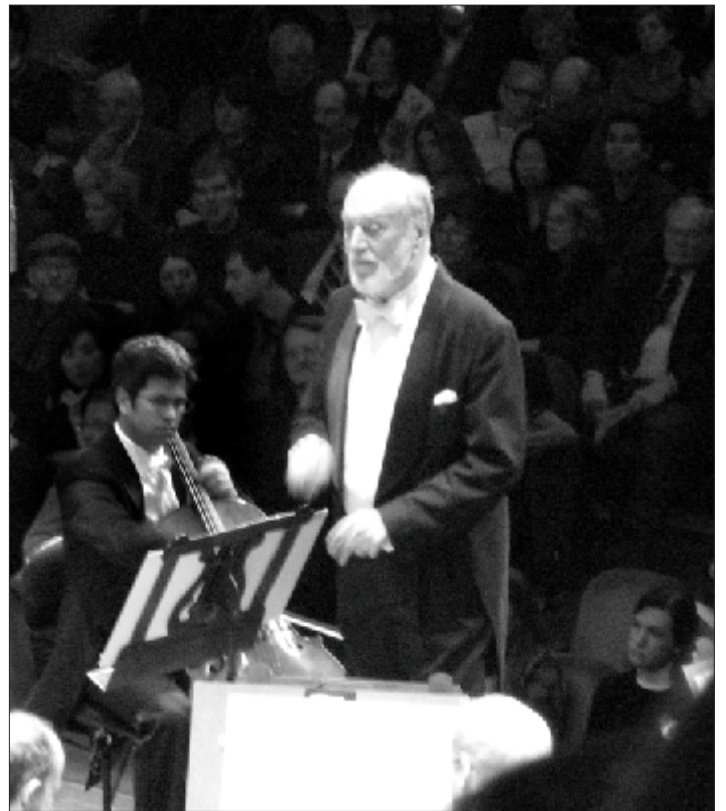


Gustav Klimts oft reproduziertes Bild „Der Kuß“ stellt nach Ansicht vieler Kenner den Maler selbst und seine Partnerin Emilie Flöge dar. Foto: Belvedere Wien

Für den belgischen Industriellen Adolphe Stoclet entwarf Klimt zusammen mit dem Architekten Joseph Hoffmann eine Villa als Gesamtkunstwerk aus Architektur, Malerei und Bildhauerei. So war er nach seiner Herkunft von der historistischen Szene-Malerei zugleich Vorläufer der integralen Bauhaus-Idee. Wie er auch gleichzeitig Realist (mit objektiver Genauigkeit) als auch Idealist (mit surrealen Rand-Ideen) ist. Klimt, der gegen Ende des Ersten Weltkriegs 56-jährig

starb, drückte in Bildern von Adam und Eva, vom Baum der Erkenntnis und in fein ziselierten Friesen die Erwartung wie auch die Erfüllung aus. An Evas triumphaler Haltung verherrlicht er mit übersinnlichem Ästhetizismus die Schöpfung zu einem menschlichen Glücksmoment.

Dirigent der Wende Kurt Masur wird 85 Jahre alt



Kurt Masur dirigiert das San Francisco Symphony Orchestra Foto: Wikipedia

Ein Urgestein unter den deutschen Dirigenten ist derzeit der 85-jährige Kurt Masur. Über seine großen Dirigentenstationen Schwerin, Berlin, Leipzig, New York, London und Paris wurde der am 18. Juli 1927 im damals schlesischen Brieg Geborene einer breiten Masse als der mäßigende, zur Besonnenheit aufrufende Leipziger Mitbürger in der Zeit der deutschen Wende im Herbst 1989 bekannt.

Masur ist für einen frischen, vitalen, musikalisch herzhaften Musizierstil bekannt. Alles Geschmäcklerische und Gekünstelte geht dem hünenhaften, stets ohne Taktstock leitenden Dirigenten ab. Masur verkörpert in der Welt die elementare, mitteldeutsche Musizierfreude, in die er nach seinen ersten musikalischen Grundausbildungen in seiner schlesischen Heimat hineinwuchs: Im musikverständigen Brieger Elternhaus eines Elektroingenieurs entwickelte sich Kurt Masurs Musikliebe beim Klavierunterricht der älteren Schwester, der er als Zehnjähriger nacheiferte und bald auch auf der Orgelbank saß. Der 15jährige kam dann mit den Fächern Klavier und Cello auf die Landesmusikschule Breslau, erlernte aber nebenbei auch den Beruf des Elektrikers. 1944 wurde der 17jährige noch zur Wehrmacht eingezogen.

Das Musikstudium setzte Masur dann von 1946 an in Leipzig fort. Er legte zwar kein Abschluss-Examen ab, weswegen er sich später oft scherzhaft als „Amateur“ bezeichnete. Er erhielt dann aber dennoch Stellen als Solorepetitor und Kapellmeister an den Opernhäusern von Halle, Erfurt und Leipzig. 1955 wurde der 28jährige Dirigent der Dresdner Philharmonie. Von 1958 bis 1960 amtierte er als Musikalischer Oberleiter am Mecklenburgischen Staatstheater Schwerin. Von dort aus arbeitete Masur zwischen 1960 und 1964 als führender Dirigent an der Komischen Oper Berlin Walter Felsensteins. Er durfte in den Folgejahren auch im westlichen Ausland gastieren. 1967 kehrte er als Chefdirigent an die Dresdner Philharmonie zurück.

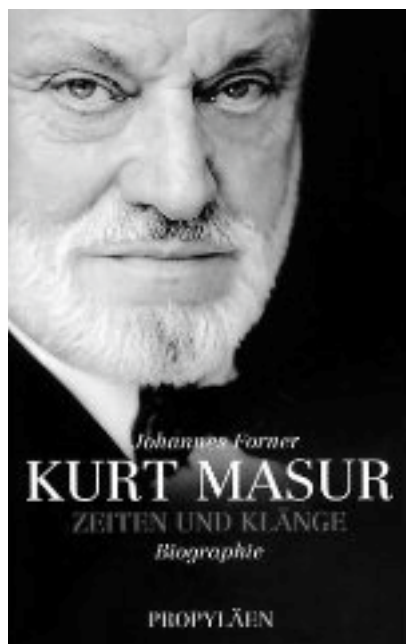
Als der Tscheche Vaclav Neumann nach der Niederwerfung des Prager Aufstands 1968 durch Warschauer-Pakt-Truppen mit Beteiligung der ostdeutschen NVA-Soldaten die Chefposition beim Leipziger Gewandhausorchester niederlegte, berief man 1970 Kurt Masur zum einflussreichen Gewandhauskapellmeister. Mit dem Leipziger Gewandhausorchester gab Masur in Ost und West allein 900 Tournee-Konzerte. Er setzte auch den Neubau des neuen Gewandhauses für das Orchester in Leipzig durch, das

1981 fertig gestellt wurde. Dennoch war Masur alles andere als linientreu und focht manche Kämpfe mit den DDR-Kulturmachthabern aus. So setzte er unter anderem bei einer Tournee in Österreich durch, dass der russische Geiger Gidon Kremer, der die Sowjetunion verlassen hatte, mit dem Leipziger Orchester in Wien auftreten konnte.

Auch das private Leben Masurs verlief nicht ohne Turbulenzen. Der Dirigent hat aus erster Ehe drei Kinder (zwei Söhne und eine Tochter). 1971 heiratete er in zweiter Ehe die Mutter der gemeinsamen Tochter Carolin, die inzwischen eine Sängerinnen-Karriere als Altistin macht. Diese zweite Ehefrau starb 1972 bei einem von Masur verursachten Autounfall auf der DDR-Autobahn südlich Berlins, der noch zwei weitere Todesopfer forderte. Zu einer Anklage Masurs kam es indes vermutlich seiner Prominenz wegen nie. In dritter Ehe ist Masur seit 1975 mit der japanischen Sopranistin Tomoko Sakurai verheiratet. Der 1977 geborene Sohn Ken-David Masur aus dieser Ehe arbeitet als erfolgreicher Dirigent in den USA.

Am 9. Oktober 1989, einem entscheidenden Tag der Leipziger Montagsdemonstrationen, gehörte Masur zu den sechs prominenten Leipzigern (neben den SED-Bezirkssekretären Kurt Meyer, Jochen Pommert und Roland Wötzel, dem Kabarettisten Bernd-Lutz Lange und dem Theologen Peter Zimmermann), die den Aufruf „Keine Gewalt!“ verfassten. Dieser Aufruf wurde während der Demonstration von über 100.000 Bürgern mehrfach verbreitet und trug so maßgeblich zu deren friedlichem Ablauf bei.

Masur blieb noch bis 1996 offiziell Leiter des Gewandhausorchesters, das ihn danach zum Ehrendirigenten ernannte. Der Unermüdliche, der in letzter Zeit unter Parkinson leidet und kürzlich in Paris durch einen Fehltritt auf dem Podium nach hinten in die erste Zuhörer-Reihe stürzte, kehrt auch immer wieder als Gastdirigent auf das Gewandhaus-Pult zurück. Das hinderte ihn nicht an einer Alterskarriere. Von 1991 bis 2002 leitete er das New York Philharmonic Orchestra. Im Jahre 2000 wurde er Musikdirektor des London Philharmonic Orchestra. Von 2002 an übernahm



Über Kurt Masur gibt es zahlreiche Biografien: Hier Johannes Forners „Kurt Masur: Zeiten und Klänge“ bei Propyläen Berlin und München
Foto: Cover-Repro

er bis 2008 nochmals die musikalische Leitung des Orchestre National de France in Paris. Als Gastdirigent tritt und trat Masur mit zahlreichen führenden Orchestern der Welt auf, darunter auch mit dem Israel Philharmonic Orchestra, das Masur ebenfalls den Titel des Ehrengastdirigenten auf Lebenszeit verlieh.

Über sein hohes Ansehen in der gesamten Musikwelt hinaus erhielt Masur zahlreiche offizielle Auszeichnungen: So unter anderem das Große Verdienstkreuz mit Stern und Schulterband Deutschlands, das Commander Cross of Merit Polens, die Orden Ritter und Führer der Ehrenlegion Frankreichs, die Leo-Baeck-Medaille und den Wilhelm-Furtwängler-Preis. Masur ist Ehrenbürger von Brieg, Breslau und Leipzig.

"Du bist immer noch schön" Von der Tugend lebenslanger Harmonie

60 Jahre verheiratet und immer noch verliebt. Wie das klappen kann? ERF-Autorin Kim Rosta fragte für das mit dem Evangelischen Seniorenwerk publizierte Internetforum „erfahrungsreich.de“ zwei alte Menschen jenseits des 80. Geburtstags, wie eine 60jährige Ehe gelingen kann. Hier der ERF-Bericht.

Was braucht ein Paar, um dauerhaft glücklich zu sein? Gleiche Interessen, Toleranz und Treue, genug Geld, das die Sorgen fernhält? Ich möchte genau das wissen und frage ein Paar, das es definitiv wissen muss: Meine Großeltern Emmi (85) und Bernhard Weitzel (83). Sie haben es nämlich geschafft: Satte 60 Jahre sind sie verheiratet und immer noch verliebt! Ich lade mich also kurzerhand selbst ein und starte meine Mission. Vielleicht bekomme ich es ja heraus, das Geheimrezept der ewigen Liebe, möglichst mit allen Zutaten, den exakten Mengenangaben und der richtigen Verarbeitung.

Die Freude ist groß, als ich den Hof betrete, in dem ich schon als kleines Kind gespielt habe. Mein Großvater steht in der Hofeinfahrt, mit beiden Händen am dunklen Holztor abgestützt. Seit einigen Jahren hat er neue Kniegelenke. Der Krieg hat seine Spuren hinterlassen. Er drückt mich fest und führt mich ins vertraute Heim. Ich drücke meine Großmutter, wir lachen und plaudern ein wenig und setzen uns an den Esszimmertisch.

Besser als Hollywood

„Es war uns von Anfang an wichtig, dass wir den Weg mit Gott gehen“, erklärt mir meine Oma, als sie Revue passieren lässt, wie alles begann. Es war ein verschneiter Sonntagabend im Jahr 1949 nach einer Evangelisation, als sie sich zum ers-

ten Mal trafen. Ein kurzer fester Händedruck und einer tiefer Blick in die Augen war alles. „Wir konnten ja nichts sagen, die Eltern waren dabei“, erklärt sie weiter. „Dann verloren wir uns aus den Augen.“ Keine einfache Situation, denn in Zeiten ohne Smartphone und Facebook war es recht unwahrscheinlich, dass man sich noch einmal traf. Schließlich kannten sie nicht einmal ihre Namen.

Doch sie sahen sich wieder. Zwei Monate später in der Stadt, beide in Eile. Doch die Chance wollten sie nicht ungenutzt lassen. Schnell klärten sie das Wichtigste: Wie sie hießen, ob es für ihn ein Problem ist, dass sie älter ist und ob beide gläubig sind. „Dann stand uns nichts mehr im Wege“, erklärt sie, „damit fing's an“. Obwohl sich ihre Geschichte anhört wie ein Hollywood-Drehbuch, ist sich Oma sicher, dass Gott hier seine Finger im Spiel hatte: „Das war kein Zufall, das war Gottes Fügung.“

Ich kenne aber auch viele Christen, die sich scheiden ließen. Was ist es also noch, das eine Ehe gelingen lässt, möchte ich von meinen Großeltern wissen. Ist es ein möglichst sorgenfreies Leben, das die Harmonie auf Dauer bestehen lässt? Geld macht bekanntlich nicht glücklich, doch trägt es vielleicht dazu bei, weniger Sorgen zu haben und so unbeschwerter die Ehe zu genießen, sich Träume zu verwirklichen und vieles mehr? Meine Großeltern belehren mich schnell des Gegenteils, als ich sie danach frage.

Die harte Nachkriegszeit

„Nach dem Krieg hatten wir nicht viel. Das war eine harte Zeit, vor allem mit vier Kindern.“, erklärt Oma. Die Familie war mittlerweile gewachsen und alle Kinder zu ernähren war eine tägliche Herausforderung. Sieben Jahre lang hatte mein Opa zwei Jobs. Und dennoch mussten sie jeden Pfennig zweimal umdrehen. „Man hat nicht viel verdient“, erklärt Opa und schaut gedankenverloren vor sich hin, „es gab noch gar nicht viel. Die Wirtschaft war nach dem verlorenen Krieg noch gar nicht richtig angekurbelt. Erst Adenauer brachte die Wirtschaft wieder vorwärts, der war ein guter Bundeskanzler.“

Auch die tägliche Hausarbeit war kein Zuckerschlecken. Als mein Opa mir berichtet, dass er nachts um zwei Uhr aufstand, um das Feuer für den Waschkessel anzumachen, stimme ich in Gedanken ein Loblied auf den Erfinder der Waschmaschine an. „Wenn die Kinder wach wurden, hatte ich die Wäsche schon gemacht“, ergänzt Oma. Ich bin gewohnt, meine Waschmaschine anzustellen, während sie läuft zu kochen und später die Klamotten schnell aufzuhängen. In Omas Fall damals hieß das jedoch: Jedes Teil einzeln und von Hand waschen. Eine mühselige Arbeit. Dass die meisten Frauen zu dieser Zeit kein Interesse an einer Arbeitsstelle hatten, ist nur allzu verständlich. Haushalt und Kindererziehung waren mehr als ein Fulltime-Job. Finanzielle Sorgen haben sie gekonnt gemeistert. Was gefährdet eine Ehe noch und birgt Streitpotenzial? Ist es die Kindererziehung? Das frage ich meine Großeltern. „Dadurch, dass Bernhard den ganzen Tag auf der Arbeit war, hing die ganze Last auf mir“, erklärt Oma. Dadurch gab es auch keinen Streit bei der Erziehung. Zum einen war die Rollenverteilung geklärt. Zum anderen war man sich über die wichtigsten Erziehungsfragen einig. Das klingt simpel und unmodern, aber vielleicht ist es gar nicht so falsch.

Proben des Miteinander

Weder Geldsorgen, Hausarbeit noch Erziehung konnten meine Großeltern auseinanderbringen. Auch wenn es natürlich auch einmal Reibereien gab. Aber ihr Glaube hielt auch in Krisenzeiten stand. Auch Krankheit und der Tod des ältesten Sohnes konnten sie nicht trennen. Im Gegenteil: Es schweißte sie mehr und mehr zusammen. „Durch Gebete haben wir viele Erfahrungen mit dem Herrn gemacht. Gemeinsam haben wir das alles geschafft“. Die beiden lächeln sich an. Ob sie sich nicht auf den Wecker gehen, möchte ich wissen. Nein, bestätigen sie mir meinen Eindruck. „Wir sind so miteinander verwachsen. Wir machen alles zusammen. Das ist bei uns immer so“, erzählt Opa stolz. Und Oma erklärt mir danach, dass sie immer noch reichlich Komplimente bekommt: „Er sagt oft zu mir: Du bist immer

noch so schön für mich.“ Sie lächelt verschmitzt. Mein Opa nickt zustimmend. Sie sind es wirklich: Immer noch glücklich.

Drei wichtige Punkte

Es ist nun an der Zeit, meine alles entscheidende Frage zu stellen: Wenn es nicht das Geld oder das sorgenfreie Leben ist, was ist es dann, das eine Ehe auf Dauer zusammenhält? Es sind drei Dinge, die mir meine Großeltern mit auf den Heimweg geben:

„Das Wichtigste ist, dass man alles, was man plant, zusammen durchspricht und dann für die Entscheidung betet“, erklärt mein Opa, „und wenn man sich nicht sicher ist, einfach eine Nacht drüber schläft. Dann sieht man manches von einer ganz anderen Seite.“

„Zum anderen sollte man immer ehrlich zueinander sein“, fährt sie fort. „Wenn einem etwas nicht gefällt, muss man es dem Partner sagen. Aber in Liebe. Und wenn mal ein bisschen Zwiespalt gewesen ist, dann muss man das bekennen.“

„Vor dem Schlafengehen!“, fügt Opa energisch hinzu. „Und man muss bereit sein, sich zu vergeben. Wenn man etwas falsch gemacht hat, dann sollte man das bekennen, auch vor Gott. Dann vergibt man sich und betet dafür. Danach ist das Verhältnis dann umso schöner“, schließt meine Oma den letzten Punkt und lächelt ihren Ehemann an.

Wenn man meine Großeltern so sieht und erlebt, scheint es so leicht zu sein: Entscheidungen gemeinsam treffen und dafür beten, ehrlich sein und vergeben. Das klingt so einfach. Zu einfach. Ich kenne diese Punkte, sie sind eigentlich logisch. Vermutlich scheitern die meisten Ehen nicht am Wissen darum, sondern an der praktischen Umsetzung.

Glück ohne Hokuspokus

Mein Fazit fällt daher positiv und doch nüchtern aus: Es gibt kein Geheimrezept! Nach Geheimrezepten fragen nur faule und naive Leute, die glauben oder vielmehr hoffen, dass eine Ehe mit irgendeinem magischen Trick glücklich zu erhal-

ten ist und vergessen: Es ist und bleibt Arbeit. Vor allem an sich selbst. Denn vergebungsbereit zu sein, kostet Überwindung und Kraft. Es ist nicht einfach, Dinge nicht beim nächsten Streit wieder aus der Tasche zu ziehen. Es ist schwer, immer ehrlich zu sein. Es ist Arbeit, alle Entscheidungen gemeinsam zu treffen, weil die Entscheidung nicht immer nach meinen Vorlieben ausfällt. Es ist leichter, zu meckern über das wenige Geld oder das, was ich so gerne einmal machen würde und nicht kann. Und es ist umso schwerer, von Herzen dankbar und zufrieden zu sein. Und was vermutlich am schwierigsten ist: Gemeinsam mit dem Partner die Beziehung zu Gott zu pflegen, sich gegenseitig im Glauben zu helfen, sich auszutauschen und zu ermutigen, gemeinsam Bibel zu lesen und zu beten. Ehe ist und bleibt harte Arbeit, auch nach vielen, vielen Jahren. Doch meine Großeltern beweisen mir: Es lohnt sich! Das, was man hinein steckt, bekommt man hundertfach zurück. Aus einem Rohdiamanten einen kostbaren funkelnden Stein zu machen, kostet eben viel Mühe. Doch genau das macht ihn nachher so wertvoll.



Foto: ERF

Vom Alltag abschalten Gäste gehen gestärkt aus Kloster Volkenroda

von Gisela Stange, Obergebra

Ich bin Gisela Stange, Gemeindepädagogin im Ruhestand. Ich lebe mit meiner Familie in der Nähe des Klosters Volkenroda in der Mitte Deutschlands. Mir ging es so wie ganz vielen Menschen. Ich konnte mich nur ganz schwer zu einer neuen Sache aufmachen. Der Alltag, der Stress hielt mich fest. Dabei wusste ich, dass eine Auszeit nehmen, ein zur Ruhe kommen, wichtig und heilsam ist. Das habe ich oft anderen gesagt. Für mich selbst aber? Ist schon der Sonntag eine schöne Erfindung Gottes als Zeit der Ruhe und besonderen Glaubenserfahrung mit anderen Christen. So wurde dieser Tag oft genutzt für Freizeitangebote und Pflichten, in denen ich/wir uns zerstreuen und nicht sammeln. Die alte Mönchregel „Ora et labora“ mit dem Wechsel von Beten und Arbeiten ist bei mir/bei uns heute nicht üblich.

Es gibt aber christlich motivierte Bewegungen wie die wandernde Pilgerschaft oder den befristeten Klosteraufenthalt, die auf innere Einkehr und nachdenkende Selbstfindung setzen, wie das im Kloster Volkenroda möglich ist. Hier leben und wirken Mitglieder der Jesus-Bruderschaft, welche neben Körner-Volkenroda noch weitere ökumenische Einkehrzentren unterhält. Die gut ein Dutzend Mitglieder auf Dauer leben aber nicht nach strengen Mönchsregeln. In jeweils eigenen Wohneinheiten residieren allein lebende Männer und Frauen, aber auch Paare und Familien. Sie üben ihre Berufe aus, die entweder mit dem Kloster zusammen hängen, wie der für die Jugendbegegnungsstätte verantwortliche Mitarbeiter oder die die Pilger betreuende Jesus-Schwester. Andere Klosterbewohner gehen auswärtigen Berufen nach, so ein Förster oder ein mittelständischer Unternehmer und sein Geschäftsführer, die im nahen Ort Obermehler eine Fabrik mit 200 Beschäftigten führen.

Alle bringen nicht nur wesentliche Einkommens-teile in die Kommunität ein, sondern leben auch ihre Gemeinschaft mit festen gemeinsamen Gebetszeiten und dem gegenseitigen Austausch ihrer Gedanken. Sie beten und arbeiten eben.

Kraftquelle Gott

Unter dem Logo „Bildung, Botschaft, Begegnung“ veranstaltet die ökumenische Bruderschaft Seminare und Freizeiten und bietet Gruppen die Möglichkeit zu thematischen Angeboten. Teilnehmen können dort alle, die bereit sind sich einmal Zeit zu nehmen für sich selbst und für Gott. Wer von weiter her kommt, übernachtet im Gästehaus im Amtshof. Größere Gruppen wie Chöre, Schulklassen oder Jugendverbände können sich im Begegnungshaus bei der alten, aus dem Jahre 1131 stammenden Zisterzienser-Klosterkirche einmieten. Die besondere sichtbare Attraktion von Volkenroda ist aber der von Meinhard von Gerkan konzipierte Christus-Pavillon aus Stahl, Marmor und Beton, dessen riesige Doppelglasfenster mit Gegenständen des Alltags wie Zahnbürsten, Muscheln, Teesieben, Federn, Glühlampen und ähnlichem gefüllt sind. Von Hannovers Expo 2000 rollten eine große Zahl von Schwerlasttransportern dieses außergewöhnliche Objekt neben die alte Klosterkirche, deren Langhaus vom Mühlstein der Zeiten zerfallen war. Denjenigen, denen die alte Klosterkirche nichts sagt, hilft dieser moderne Bau bei der Konzentration auf das Wesentliche.



Der Christuspavillon
Foto: Wikipedia - Gerd A.T. Müller

Im Mai vergangenen Jahres haben mein Mann und ich dort am Gottesdienst nach der ökumenischen Christuswallfahrt teilgenommen. Hier konnten wir, umgeben von den Elementen des Alltags und verbunden mit vielen Gläubigen, Gottes Nähe spüren und Kraft schöpfen für den Alltag. Auch fahren wir als Hobby-Landwirte sehr gern zu den monatlichen Bauernmärkten des Klosters Volkenroda. Die bieten neben den landwirtschaftlichen Produkten einen ganz besonderen Zugang zur Kraftquelle „Gott“. Schon mit der Eintrittskarte wird mit Wort und Bild auf den Geber aller Gaben hingewiesen, und die alte Klosterkirche und der Christus-Pavillon laden zu Ruhe und Gebet ein. Wir freuen uns immer wieder auf dieses Angebot, umgeben mit den Erzeugnissen unserer Arbeit zur Ruhe kommen zu können. Ich fühle mich danach stets neu motiviert, die Anforderungen des Alltags anzunehmen.

Wortlos aufeinander achten

Das besondere Angebot der Jesus-Bruderschaft sind aber die Einkehrwochen und auch die Tage der Stille. Unser Freund, der Pfarrer im Ruhestand Wolf-Dieter Feldkamp, hat an einem anderen Ort an einer solchen Woche der Stille teilgenommen und erzählte mir davon: „Wir waren zwölf Christen, die sich zum Thema ‚Schweigen-Stille-Gemeinschaft‘ in einem Haus der Stille zu Besinnungstagen getroffen haben. Nach dem Kennenlernen standen Andacht, Singen und Bibelgespräch unter dem Thema der Besinnungstage an. Am zweiten Tag wurde es praktiziert: Jetzt sollten alle Teilnehmer einen ganzen Tag, 24 Stunden lang, in Gemeinschaft schweigen. Nun, wir hatten uns auf dieses Thema eingelassen, aber so lange schweigen: Was sollte das werden? Es wurde eine bewegende Erfahrung. Bei unseren ersten Begegnungen am Morgen lächelten wir uns an, und zwar freundlicher und herzlicher als noch am Tag davor. Dann das Frühstück an einer sehr großen Tafel, die dazu weitläufig gedeckt war. Bald merkten es alle: Ohne Hilfe eines anderen Teilnehmers war es kaum möglich, an die guten Dinge des Früh-

stücks zu gelangen. Angesagt waren Stille und Schweigen, also auch Ruhe und Geduld. Bald gab es Blick-Kontakte und Lächeln, und jeder bekam das, was er benötigte. Jeder konnte auf den anderen achten. Keiner musste sich selbst darstellen. Keiner musste seinen eigenen Teller füllen. Keiner sorgte für sich selbst. Aber weil wir nun gegenseitig aufeinander achteten, für den anderen sorgten, bekamen wir alles, was wir an diesem Frühstück brauchten. Das gleiche tolle Erlebnis trat auch bei den anderen Mahlzeiten ein: Wenn wir den Nachbarn im Blick haben, für ihn sorgen, bekommen wir, was wir brauchen. Im weiteren Verlauf wurden uns Bibelworte vorgetragen und immer wieder nach längerem Schweigen Instrumentalstücke von einer CD eingespielt. Dabei erlebte ich, wie ein Wort aus der Stille heraus gesprochen anders wirkt, tiefer geht. Wir erlebten ein Zusammenwachsen, wir erlebten Gemeinschaft. Diese Gemeinschaft hielt an den folgenden zwei Tagen an, auch wenn wir da jeweils nur kürzere Zeiten des Schweigens praktizierten. Es hatte sich eine aktive Gelassenheit eingestellt, die einfach schön war“.

Diese Erfahrungen meines Freundes haben mich motiviert, an einer solchen Einkehrwoche im kommenden Advent im Kloster Volkenroda teilzunehmen. Und ich möchte Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, Mut machen, eventuelle Strapazen auf sich zu nehmen, um mit mir in Volkenroda zur Ruhe zu kommen, um neu aktiv sein zu können. Die Reise nach Volkenroda wird dann eine Reise zu uns selbst.

Infos zum Kloster

Kontakt: Jesus-Bruderschaft Volkenroda e.V., Amtshof 3, 99998 Körner-Volkenroda, Telefon: 036025.5590; Telefax: 036025.55910; E-Mail: info@kloster-volkenroda.de ; Homepage www.kloster-volkenroda.de ; Ansprechpartner ist der Mitarbeiter der Klosterpforte

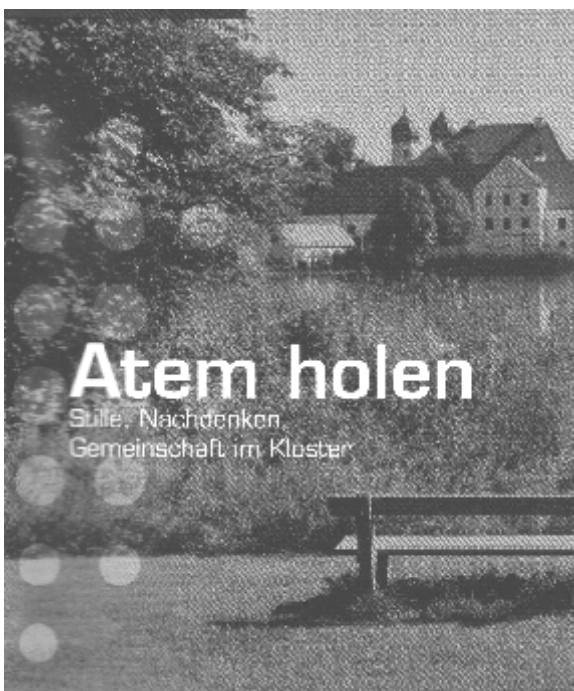
Öffnungszeiten:

Christus-Pavillon von Mai bis Oktober dienstags

bis sonntags von 10 bis 17 Uhr; Montag ist Ruhetag;
 Café im Kubus von Mai bis Oktober dienstags bis sonntags von 14 bis 17 Uhr; Montag ist Ruhetag;
 Klosterpforte ganzjährig dienstags bis freitags 10 bis 17 Uhr; samstags, sonn- und feiertags von 11 bis 17 Uhr; Montag ist Ruhetag.

Andere Klöster

Weitere Klöster und Kommunitäten mit tages- und wochenweisem Zugang für Gäste sind verzeichnet in den Broschüren „Atem holen. Stille, Nachdenken, Gemeinschaft im Kloster“ der Deutschen Ordensobernkonzferenz, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Tel. 0228.684490, Internetportal www.orden.de (katholisch) und in der Zusammenstellung „Kloster auf Zeit“ der Evangelischen Kirche in Deutschland, Herrenhäuser Strasse 12, 30419 Hannover, Tel. 0511.27960, Internetportal www.ekd.de/glauben/spiritualitaet/klosteraufzeit (protestantisch).



Respektloser Umgang Sterbende mehrfach mangels Hospizplatzes verlegt

Der Bedarf an Hospizplätzen ist gezielter in den Blick zu nehmen. Darauf verwies der Petent Mark Castens im Bundestag. Der 37jährige, im niedersächsischen Ovelgönne wohnende Angestellte wendet sich auch an das ESW, um auf die Unterdeckung an Betreuungsplätzen für ambulante und stationäre Hospizbetreuung vor allem in den Flächenländern hinzuweisen. Er stellte dem ESW auch einen Bericht über seine Anliegen aus der Wochenzeitung „Das Parlament“ zu Verfügung. Beide Mitteilungen von Castens, der eine Online-Petition in den Bundestag brachte, möchten wir unseren Lesern zur Kenntnis bringen.

In seiner Zuschrift an ESW-Geschäftsführerin Elisabeth Heinecke macht Mark Castens folgendes deutlich: „Aus gegebenem Anlass übersende ich Ihnen in der Anlage den beiliegenden Presseartikel zur Kenntnis. Anmerken möchte ich hierzu, dass grundsätzlich die notwendige Spezielle Ambulante Palliativ-Versorgung SAPV vorrangig zu bewerten ist, da die meisten Menschen in der häuslichen Umgebung versterben möchten. Doch auch hier sind noch viele Flächenkreise unterversorgt und verfügen zum Teil über keine Angebote, trotz bürgerschaftlicher Bemühungen.“

Vielmals kommt es aber insbesondere bei den Betroffenen, krankheitsbedingt oder durch fehlende Angehörige dazu, dass eine ambulante Versorgung nicht gewährleistet werden kann. Aktuelle Zahlen vom Statistischem Bundesamt belegen, dass bundesweit im Jahre 2010 allein 218.889 Menschen an den Folgen einer Krebserkrankung verstorben sind; hinzu kommen noch diejenigen, die an anderen Erkrankungen verstarben. In demselben Jahr wurden hingegen sicherlich weniger als 100.000 Menschen ambulant und stationär begleitet. Genaue Zahlen hierzu hat leider niemand, da diese in der Statistik nicht

separat erfasst werden. Alleine hier wird deutlich, dass die vorhandenen Strukturen den Bedarf nicht decken und sicherlich im Zuge des demografischen Wandel weiter steigen werden.

Zudem muss die Gesellschaft erkennen, dass die Sterbenden nicht nach der Auslastung vorhandener Angebote sterben und stattdessen alternativ in Krankenhäusern (mitunter weit von der eigenen Heimat) liegen müssen. Hierbei fallen oft höhere Kosten an, nicht zuletzt durch die hohen Verwaltungsgebühren. Um zukünftig bessere Versorgungsangebote zu erzielen, bedarf es neuer Konzepte, die insbesondere Flächenkreise mit einer geringen Bevölkerungsdichte berücksichtigen und in die Bundesrahmenvereinbarungen integriert werden müssen, damit zukünftig eine bedarfsgerechte, wohnortnahe Versorgung mit Hospiz- und Palliativ-Plätzen sichergestellt werden kann und bürgerschaftliche Bemühungen gefördert werden können. Hierbei muss auch der Zugang zu Menschen mit Migrationshintergrund Beachtung finden. Mit freundlichen Grüßen Mark Castens.“

Lokale Regelung

Hier der uns von Mark Castens zur Verfügung gestellte Bericht aus der Zeitschrift „Das Parlament“ vom 5. März 2012 vom Autoren Götz Hausding.

„Auf eine bundesweite Regelung darf der Petent Mark Castens nicht hoffen. ‚Wir haben uns in der Frage der Bereitstellung von Hospizplätzen bewusst für eine lokale Regelung entschieden, die von den Ländern gesteuert wird‘, machte Ulrike Flach (FDP), Parlamentarische Staatssekretärin im Bundesgesundheitsministerium BMG, vor Kurzem vor dem Petitionsausschuss deutlich. Gerade im Falle von Hospiz- und Palliativstationen sei eine Regelung ‚vor Ort‘ am besten, betonte sie. Gleichzeitig sei es Aufgabe der Bundesregierung, ‚entsprechende Rahmenbedingungen zu setzen‘. Dies sei mit der Novellierung des Arzneimittelgesetzes 2009 auch geschehen, sagte die

Staatssekretärin. Mark Castens und seiner Familie haben die gesetzten Rahmenbedingungen nicht geholfen. Vor dem Petitionsausschuss sprach der Petent von seinen Erfahrungen während der letzten Lebensmonate seiner Mutter. Diese, sagte Castens, sei 2009 mit 61 Jahren an Lungenkrebs erkrankt. Nachdem die zuständigen Ärzte Ende des Jahres erklärt hatten, nichts mehr für sie tun zu können, habe er einen stationären Hospizplatz beantragt, sagte der Petent.

Bei dem einzigen Hospiz in Bremen habe es jedoch keinen freien Platz gegeben, was dazu geführt habe, dass seine Mutter bis kurz vor ihrem Tode mehrfach von zu Hause ins Krankenhaus und zurück verlegt worden sei. „Dieser respektlose Umgang führte dazu, dass meine Mutter nie zur Ruhe kam“, sagte Petent Castens und stellte klar: ‚So darf man mit Sterbenden nicht umgehen.‘ In seiner Petition fordert er daher eine ‚bundesweite bedarfsgerechte Versorgung mit Hospizplätzen‘.

Neue Konzepte gefordert

Dem stehen aus seiner Sicht zwei entscheidende Punkte entgegen: Da ist zum einen das derzeitige Finanzierungsmodell der Hospize mit einem 90prozentigen Anteil der Krankenkassen und einem zehnprozentigen Anteil an Spenden und ehrenamtlicher Tätigkeit. Das, so Castens, führe dazu, dass insbesondere in Gegenden mit einer geringen Bevölkerungsdichte ein wirtschaftliches Betreiben von Hospizen kaum möglich sei. Zum anderen fehlt es nach seiner Ansicht an einer zuverlässigen Bedarfsermittlung. Weder das Bundesgesundheitsministerium noch die Verbände hätten konkrete Zahlen, kritisierte der Petent und forderte ‚ein vernünftiges Konzept, mit dem Flächenlandkreise berücksichtigt werden, die bei der Bedarfsermittlung bisher durchs Raster fallen‘.

Das Ministerium sieht jedoch keinen Grund, zu einer trägerunabhängigen Bedarfsplanung überzugehen, sagte Staatssekretärin Flach. ‚Wir stellen den Bedarf nicht selbst fest, sondern arbeiten mit

den Daten, die uns von den entsprechenden Organisationen zur Verfügung gestellt werden', antwortete sie auf Nachfragen der Abgeordneten. Was die Finanzierung angeht, so machte der FDP-Gesundheitsexperte Jens Ackermann darauf aufmerksam, dass die Hospizverbände selbst keine Vollfinanzierung gewollt hätten. Das sei ihm bewusst, sagte Castens. Er stehe in Verbindung mit den Hospizverbänden, die eine Finanzierung zu 100 Prozent ablehnten, weil dies zu Lasten des Hospizgedankens gehe. Aus seiner Sicht müsse es hier jedoch zu einem Umdenken kommen: 'Wir brauchen neue Konzepte und nicht mehr die Strukturen von 1950.'

Problematische Mehrkosten

Doch der Deutsche Hospiz- und Palliativverband DHPV hält an der bisherigen Aufteilung der Finanzierung fest, wie DHPV-Geschäftsführer Benno Bolze im Gespräch mit dieser Zeitung deutlich machte. 'Wir wollen keine Insellösung', sagte Bolze. Ziel sei weiterhin die Einbindung in das Gemeinwesen, 'was wir durch die Einwerbung von Spenden und ehrenamtliche Arbeit erreichen'.

Problematisch, fügte Bolze hinzu, sei nicht in erster Linie der Eigenanteil von zehn Prozent, sondern dass dieser häufig bei über 20 Prozent liege. Das sei der Fall, wenn Kosten von den Kassen nicht anerkannt werden. 'Diese Mehrkosten sind für die Hospize nicht mehr tragbar', betonte Bolze. Auf diese Problematik hatte während der Sitzung des Ausschusses auch der Grünen-Abgeordnete Wolfgang Strengmann-Kuhn aufmerksam gemacht. Die Staatssekretärin verwies auf die Gesetzeslage, wonach der Ausschuss der gesetzlichen Krankenversicherung eben bei 90 Prozent liege. 'Uns ist nicht bekannt, dass es hier zu Abweichungen kommt', sagte Ulrike Flach. Ausnahmen könne es nur geben, wenn es sich um 'nichtzuschussfähige Leistungen' handle. Der Petent Mark Castens zog nach der Sitzung ein ernüchterndes Fazit. Die Politiker würden den

demografischen Wandel nicht ausreichend in Betracht ziehen, kritisierte er: 'Wenn der Bedarf jetzt schon nicht gedeckt werden kann, wie soll das erst in der Zukunft gelingen?' Am Geld könne es eigentlich nicht scheitern, sagte Castens. Schließlich seien Krankenhausplätze, die oftmals die Alternative zu fehlenden Hospizangeboten darstellten, um ein Vielfaches teurer.

Lehren aus der Verletzlichkeit anderer Diakonie konkret: Altern in der Mitte der Gesellschaft

In dem von der Europäischen Union ausgerufenen „Europäischen Jahr des aktiven Alters und der Solidarität der Generationen“ steht auch das Diakonische Werk nicht abseits. Eine 76seitige Arbeits- und Dokumentations-Hilfe „Altern in der Mitte der Gesellschaft: Aus dem Leben schöpfen. Für mich und für andere“ ist erschienen.

Viel abgehandelt wird in den Aufsätzen die Zeit nach dem Berufsaustritt. Von der Vermittlung von Ehrenämtern durch Ehrenamtsbörsen schreibt Birger Bahlo (S. 29), von der alterssensiblen Begleitung in Krisensituationen Matthias Hoof (S. 22). Aus der Kooperation zwischen Diakonie und staatlicher Erwachsenenbildung im Rheinland berichten Gabriele Winter und Gerrit Heetderks (S. 34), die auch schon für das ESW tätig waren, mit der Empfehlung gemeinwesenorientierter Seniorenarbeit.

Die Abwechslung im Heimalltag durch Ehrenamtliche schildert Sozialarbeiter Karlheinz Wilmsmeier (S. 36): Besuchsdienst, Tanztee und Chorgesang brächten Leben ins Heim. Die jüngeren, von Heft-Redakteurin Barbara-Maria Vahl Befragten, reizt am dereinstigen, eigenen Alter,

mehr Zeit für alles zu haben (S. 40). Als wichtig wird auch von Sven Quittkat heraus gestellt, früh zu lernen, dass man selbst nicht das Wichtigste ist und darum gelassen zu bleiben (S. 42). Von Quittkat, der als Referent für Diakonische Theologie in der Diakonie der Hannoverschen Landeskirche tätig ist, stammen auch die Gottesdienst-Bausteine mit Epistel, Gebeten, Liedern und Dramaturgie.

Einen Generationen-Dialog zwischen Alt und Jung mit Segnungen der Konfirmanden durch die Alten und der Goldenen Konfirmanden durch die Jungen sowie mit initiierten Gesprächen zwischen beiden Gruppen zu Heimat, Glück und Fremd-Fühlen in der Gemeinde schlägt Torsten Göhler mit Berichten aus seinem Standort Wolfen vor (S. 49).

Studenten- und Senioren-Wohnen

Es folgen noch Berichte von Mehrgenerationenhäusern, Wohnprojekten, Netzwerkaktivitäten (bis hin zur Facebook-Beteiligung), Begegnungszentren und zur Kombination Betreutes Seniorenwohnen (mit 50 Plätzen) und Studentenheim (für 25 Studierende) an der Evangelischen Hochschule Freiburg. Die Namen „anders Wohnen“, „Zentrum plus“, „Grips“ und „Von Nachbarn für Nachbarn“ lesen sich vielversprechend.

Auch Themen wie Religiosität, Lebensende und Sterbebegleitung werden in der Schrift „Altern in der Mitte der Gesellschaft“ reflektiert. Im Zeitverlauf nimmt auch bei den Älteren die kirchliche Bindung ab, wie Petra-Angela Ahrens heraus fand (S. 19). Umso mehr ist es wichtig, sich auf die Potenziale des Alters einzulassen, neue Beteiligungsmodelle zu initiieren und danach zu suchen, wie diese zum Tragen kommen können, wie es DW-Vorsitzender Johannes Stockmeier in seinem Vorwort empfiehlt zum „Gewinn für Kirche und Diakonie und für unsere gesamte Gesellschaft“.

Verletzlichkeit nicht verstecken
Äußerungen der gerontologischen Fachwissenschaft finden sich in der auch mit Medien- und Buchempfehlungen sowie Adressen ausgerüs-

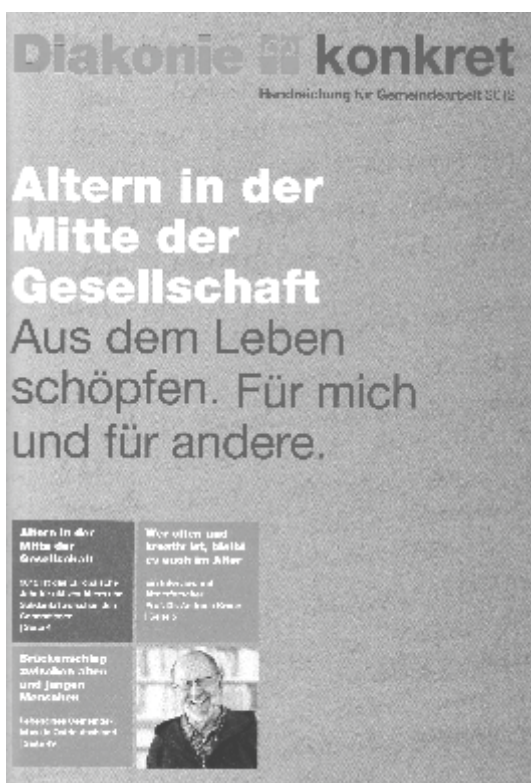
teten Schrift mit Beiträgen und Interviews von Prof. Dr. Gertrud Backes, Prof. Dr. Ursula Lehr und Prof. Dr. Andreas Kruse. Im Gespräch mit Barbara-Maria Vahl setzt Andreas Kruse, auf die Einschränkungen im hohen Alter und gegen das Lebensende hin angesprochen, bemerkenswerte Akzente: Die Verletzlichkeiten jenseits des 85. Lebensjahres sollten offenbart und nicht versteckt werden. Hierfür sollten gerade die Kirchen und Religionen eintreten. Auch der alte, verletzte Mensch darf nicht abgewertet werden, er soll vielmehr auch mitgestalten können und dürfen. Hier die Passage aus dem Interview mit Andreas Kruse (S. 7).

Hinweis der Interviewerin (Barbara-Maria Vahl): Die letzte Lebensspanne ist ja mit Sicherheit schwer zu gestalten, es gibt keine Aufgaben mehr, der Körper baut ab, man muss sie mit Sinn füllen, die Gebrechlichkeit wächst...

Andreas Kruse: Ich würde sagen, in der zweiten Hälfte des neunten Lebensjahrzehnts wird die Verletzlichkeit des Menschen deutlich fassbar. Wir gewinnen mehr und mehr den Eindruck, dass ab diesem Zeitpunkt so etwas wie ein Gestaltwandel, ein in Teilen qualitativer Gestaltwandel fassbar wird. Das heißt, viele biologische, psychologische, physiologische Parameter oder Merkmale deuten mehr und mehr auf Leistungseinbußen hin: darin drückt sich die Verletzlichkeit des Menschen aus. Hier halte ich eine Gesellschaft und Kultur für wichtig, die betont, auch die Verletzlichkeit des Lebens kann gelebt werden, diese ist ja ein Teil des Lebens, ist Teil unserer Anthropologie. Da sind besonders die Religionen gefordert, sehr klar dafür einzutreten, dass die Verletzlichkeit ein Teil unserer Anthropologie sein muss. Das heißt, dass man mit der Verletzlichkeit im öffentlichen Raum gut leben kann und es überhaupt nicht als Makel erlebt, dass man verletztlich ist, sondern dass man offen drüber reden kann und erkennt, dass die soziale Umwelt dies ausdrücklich und in positiver, unterstützender Weise aufgreift. Der verletzte alte Mensch sollte nie fürchten müssen, dass er abgewertet wird, er sollte vielmehr spüren, dass er auch in

seiner Verletzlichkeit geachtet ist: Dann ist schon Gutes getan.

Und das Zweite ist, auch der verletzte Mensch will in irgendeiner Form Welt mit gestalten, sei es aus einem Glaubensmotiv heraus, sei es aus seiner Ethik heraus. Wir verfolgen gerade im Rahmen eines Projektes die Frage: Wie können wir auch für verletzte Menschen Möglichkeiten schaffen, in irgendeiner Form den öffentlichen Raum mit zu gestalten und sei es, dass man Lebenswissen weiter gibt, das man in solchen Grenzsituationen gewinnt? Bei den Altgriechen gibt es einen Satz „Meine Leiden, so schwer sie waren, sind auch zu Lehren für andere geworden“. Ich bin der Meinung, dass man in dieser Weitergabe von Lebenswissen, von gelebtem Wissen Menschen sehr bereichern kann. Wir haben Projekte umgesetzt, wo Jung und Alt sich auch über solche Themen ausgetauscht haben, und die Jungen sagten später, das hat uns für unser Leben geprägt.



Dem Selbstwert aufhelfen An Freundeshand aus dem Unglück herausfinden

von Seniortrainer und Präventologe Willi
Löhr, Oberzissen

Wir brauchen Freunde im Leben, damit in Not-situationen unserer Verletzlichkeit und Schwachheit aufgeholfen wird. Der Mensch trägt oft eine Maske und baut bei Bedrohung seiner Persönlichkeit eine Barriere auf. Maske und Barriere, die uns das Leben zur Qual werden lassen. Ein Freund, der ein tapferer, offener Mensch ist, darf auch verletzlich sein. Denn es erfordert Mut, alle seine Verteidigungsmauern vor seinem Freund fallen zu lassen und seine Menschlichkeit offen zu zeigen. Dieser Freund erkennt auch deine Verletzlichkeit, die auch zum Vorschein kommen darf, so wie ein Schmetterling aus seinem Kokon schlüpft. Der Lohn dafür ist Freiheit, Liebe und ein Gefühl der inneren Sicherheit. Also wage es, zumal deinem Freund gegenüber, offen und verletzlich zu sein.

Was ist ein bester Freund?

Ein Freund mit Mitgefühl, Offenheit, Ehrlichkeit, innerer Freude und Wahrheit ist ein Schatz des Lebens. Das Mitgefühl eines Freundes steht höher als Mitleid, denn es umfasst auch die Mitfreude, zu der es bei vielen mitleidigen Seelen nicht reicht.

Freunde, die guten Willens sind, begegnen sich mit dem Geist der Zusammenarbeit. Habsucht steht außen vor. Es geht soweit, dass „Vergeben“ kein Fremdwort ist. Die Anstrengungen der Hilfe des Freundes sind eine kraftvolle Unterstützung. Sie tragen zum Gelingen einer Lösung in einer Lebenskrise bei.

Ein Freund ist jemand, der ein gelungeneres Leben führt als Du, Dich aber behandelt, als

wärst Du auf der Sonnenseite. Ein Freund ist jemand, der Dich respektiert, auch wenn er nicht mit Dir immer übereinstimmt. Ein Freund ist jemand, der Dich weiter liebt, nachdem er auch Deine schlechten Seiten kennen gelernt hat. Liebe fordert nicht, sie gibt freiwillig.

Warum scheitern wir im Leben ohne Freunde?

Unser Selbstbild ist uns von größter Wichtigkeit. Es bestimmt unser Verhalten im Guten wie im Schlechten. Das ist eines unserer Grundprobleme. Wir sind alle sündhafte Menschen und alle schwach in unseren positiven wie negativen Entscheidungen, die unser Leben prägen. Unser Selbstwertgefühl ist oft nicht stabil und führt uns oft zu Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit. Warum leiden so viele Menschen unter einem schwachen Selbstwertgefühl? Es ist eine menschliche Unzulänglichkeit.

Es war immer so und wird auch so bleiben. Das tägliche Leben zeigt es uns in allen Facetten. Damit hat menschliches Leid einen Nährboden für Vernichtung, Verletzungen und Zerstörung. Denken wir an den schwachen, mit Macht ausgestatteten Menschen bei politischen Entscheidungen. Oder denken wir an Menschen, die zu jedem Festival fahren müssen und an jeder Party anzutreffen sind: Sie suchen schnelle Lebensfreude pur und verpassen die wahre Freude des Lebens.

Viele Menschen haben als Kinder, Jugendliche und Erwachsene kein Selbstwertgefühl entwickelt, weil man ihre Seele zerbrochen hat. In Kulturen, in denen die Familie keinen hohen Wert besitzt, entsteht schwerlich menschliches Selbstwertgefühl. Sondern Angst vor dem eigenen Versagen macht sich breit. Respektvoller Umgang wird in der Gesellschaft oft verneint; wir begegnen immer wieder Menschen, die um ihrer Selbstbehauptung willen nur ein Selbstbewusstsein vorspielen, was sie innerlich nicht besitzen. Wir empfinden hierbei, wie Mauern errichtet oder Barrieren aufgebaut werden.

Wo ist dieser Anker, wo ist der Freund dazu?

Der menschliche Freund, der echte, gute Freund ist ein Geschenk des Himmels. In Krisen erkennen wir diese wahren Freunde. Oft bleibt nichts mehr, wenn wir eine Krise ohne Freunde durchstehen müssen.

Denken wir über das folgende Zitat von Ennius nach: „Ein Freund stellt sich Dir nie in den Weg. Es sei denn, es geht bergab. Den sicheren Freund erkennt man in unsicherer Lage“. Die Gefahr, in die wir mit falschen Freunden geraten können, schildert uns Psalm 41, Vers 10: „Sogar mein engster Freund, der oft an meinem Tisch saß und dem ich vertraute, tritt mich mit Füßen“.

Tausendmal ist es geschehen, dass ein einsamer Mensch in seinem Leiden von seinem besten Freund, seiner besten Freundin verlassen wurde. Oft aus Hilflosigkeit, weil die Freundesperson nicht wusste, wie sie sich verhalten sollte. Wie oft hat schlicht die menschliche Kommunikation gefehlt. Der Leidende blieb einsam, der Freund blieb hilflos. Die Frage stellt sich: Was soll ich tun? Was habe ich versäumt?

Christus mein bester Freund

Ich habe in meinen 57 Lebensjahren die Erfahrung gemacht: Jesus Christus ist mein bester Freund, weil er mein Selbstwertgefühl aufbaut. Im Gegensatz dazu habe ich viele Menschen kennen gelernt, die nur aus Selbstvorwürfen, Selbstzweifeln und Misstrauen bestanden. Oft mit der entschuldigenden Aussage aufwarteten: „Ich kann mit der Kirche nichts anfangen, und die Religionen machen mir Angst.“

Warum sucht die Kirche oftmals mehr nach neuen verkündigenden Methoden und nicht so sehr nach Glaubensfestigung? Denn Gott sucht Menschen mit einem großen Herzen. Ich denke an den ersten Korinther-Brief: „Wenn ihr dagegen in enger Verbindung mit dem Herrn lebt, werdet ihr mit ihm eins sein durch seinen Geist“ (1. Kor. 6,17). Wie sagte ein guter Freund zu mir: „Wenn du eine Bindung mit Gott eingehst, wirst du in dieser Freundschaft wachsen. Habe Mut, diesen schmalen Weg zu gehen.“

Liegt es an dem Widersacher, der Gottes „innere Freude“ oder unsere „Freundschaft“ zerbrechen und zerstören will? Der Böse wünscht keine Freundschaft mit den Menschen. Der Teufel spielt das Spiel des Bösen mit List und Tücke. Die Menschen sind mit ihrem schwach ausgeprägten Selbstwertgefühl auf eine Religion gestoßen, die ihnen von klein auf ein negatives Selbstwertgefühl vermittelt hat, bis sie überzeugt waren, dass sie Sünder seien, was für sie hieß, dass sie schlechte Menschen sind.

Neu ausrichten

Im Römerbrief heißt es aber: „Passt euch nicht dieser Welt an, sondern ändert euch, indem ihr euch von Gott völlig neu ausrichten lasst. Nur dann könnt ihr beurteilen, was Gottes Wille ist, was gut und vollkommen ist und was ihm gefällt“ (Römer 12,2).

Denn Gott liebt den Sünder, er hasst nur die Sünde. Er sucht den Menschen und wir dürfen uns durch Gott führen lassen, denn Gott ist einer, der führen kann: Wenn wir Vertrauen in uns wachsen lassen und im Wachsen bereit sind, auch Verantwortung für unser Leben zu übernehmen. Sünder sind Menschen, denen der Glaube fehlt und denen das Bewusstsein mangelt, dass sie ein menschliches Wesen nach Gottes Ebenbild sind: Um selbst zu denken, zu handeln und zu gestalten. Gute Beziehungen aufzubauen und eine bessere Welt zu hinterlassen, wenigstens in Ihrem Umfeld.

Wenn die Menschen das Leben verlassen, wird Rückschau gehalten und werden unsere Werke überprüft. Ist aus dem einzigartigen Leben, diesem Unikat, eine Schablone geworden oder haben wir die Prüfungen des Lebens bestanden? Hiob sagte: „Nackt bin ich zur Welt gekommen und nackt verlasse ich sie wieder. Herr, du hast mir alles gegeben, du hast mir alles genommen. Dich will ich preisen“ (Hiob 1,21).

In den Prüfungen des Lebens wird es sich zeigen, wie wir damit umgegangen sind. Was sich

im Laufe eines Lebens in unserem Herzen angesammelt hat. Auch die Kirche hat in vielen Fällen ihre Prüfungen nicht bestanden und Schuld an einem geringen Selbstwertgefühl des Menschen entwickelt. Weil die Kirche zuweilen äußert, ein Mensch müsse erkennen, wie schlecht er sei. Ein Freund vermittelt aber nicht dieses Gefühl, dass du schlecht wärst. Gott ist mein bester Freund. Er ist der Einzige, der mich zutiefst kennt. Alles Gute und Schlechte, alle Armut und aller Reichtum: Er bleibt in Krankheit und Gesundheit bei mir, bis das Leben hier für mich endet und mit ihm neu beginnt. Mir hilft das Psalmwort: „Als ich den Herrn um Hilfe bat, antwortete er mir und befreite mich von meinen Ängsten. Wer zum Himmel aufschaut, der strahlt vor Freude, und sein Vertrauen wird nie enttäuscht“ (Psalm 34, 5 und 6).

Die echte Freundschaft

Mein bester Freund bleibt mir treu, wenn ich Ihm vertraue und ihm mein Leben übergeben kann. Gott kennt diesen Satz besser als jeder „Andere“. Er äußert: Was kann ich für dich tun? In vielen biblischen Geschichten hat er Veränderungen und Wunder vollbracht, die für den Menschen unmöglich waren. Nur im Selbstwertgefühl ist der Mensch im zweifeln, und sein Vertrauen scheitert immer wieder an der Vorstellung, dass er ein Sünder sei. Glauben ist und bleibt eine Gnade Gottes und ist ein Geschenk. Kein Mensch kann sich den Glauben schenken, trotz vieler Werke im Leben. Glaube kommt von Gott: Mein Leben ist ein Geschenk.

Meine Frau ist ein Geschenk, meine Kinder sind ein Geschenk. Damit ist Glaube keine Religion, sondern eine Herzenssache. Eine Gnade Gottes, denn sein Geist wirkt verborgen im Herzen. Augen im Herzen, die nach innen zeigen, das ist Wahrheit. Weisheit verändert Charakter und Triebkraft. Durch diese Gnade wird der Mensch verändert. Der Mensch hat die Freiheit, diese Gnade anzunehmen oder abzulehnen. Gott aber fordert nicht, er schenkt!

Die Konsequenzen der Ablehnung dieses Geschenkes trägt jedoch der Mensch spätestens mit seinem irdischen Tod: Nimmt der Mensch den Glauben an, ist der Focus auf die Ewigkeit gerichtet, weil Gott uns alle Tränen in seiner neuen Welt abwischt. Denn Jesus Christus spricht: „Ich bin gekommen, damit sie Leben haben und es in Überfluss haben!“ (Joh 10,10).

Die gute Nachricht

Gott möchte uns sein unbegreifliches Wohlwollen zeigen. Er möchte unser Leben mit „neuem Wein“ füllen. Aber sind wir dazu bereit, uns von den alten Weinschläuchen zu trennen? Werden wir anfangen, größer und mutiger zu denken? Werden wir uns den Blick weiten lassen und jene alten, negativen Denkmuster ablegen können, die uns noch zurück halten.

Jesus Christus hat in seinem Leiden und Sterben und in der Auferstehung das Reich Gottes neu errichtet und zugänglich gemacht. Ein wahrer Freund, ein echter Freund, ein Gott, der sich vor dem Menschen klein gemacht hat und seine Liebe dem ganzen Menschen schenkte. So lese ich es im Philipper-Brief: „Freut euch Tag für Tag, dass ihr zum Herrn gehört. Und noch einmal will ich es sagen: Freut euch! Alle Menschen sollen eure Güte und Freundlichkeit erfahren. Der Herr kommt bald! Macht euch keine Sorgen! Ihr dürft Gott um alles bitten. Sagt ihm, was euch fehlt, und dankt ihm! Und Gottes Friede, der all unser Verstehen übersteigt, wird eure Herzen und Gedanken im Glauben an Jesus Christus bewahren“ (Philipper 4, 4 bis 7).

Ich kann zwar auf diese Freundschaft verzichten, dann trage ich auch alle Konsequenzen meines geschenkten Lebens. Ich kann aber diesen schmalen Weg, seine Freundschaft, mit Kraft und mit Liebe gehen, dann kann mein weltliches Leben enden und ich habe meinen Focus auf das ewige Leben gerichtet. Dazu brauche ich seine Kraft und seine Gnade mit der Jahreslosung für das Jahr 2012 „Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“ 2. Kor 12,9).

Was sollte mich noch an diese innere Freude hindern, bestimmt nicht andere Menschen. So höre ich das Jesus-Wort in mir „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater außer durch mich“. Die Auferstehung ist die Erlösung des Menschen, ein Geschenk, man muss sie nur schätzen und dankbar sein. Ein Mensch konnte kein Vermittler zu Gott werden. Gott musste seinen Sohn senden, um die Menschen vom Fluch der Sünde zu erlösen. Seid beruhigt, wir sind alle Sünder, aber wir können Nachfolger Christi werden und den Einklang, der vor Adam und Evas Sündfall herrschte, wieder finden. Es ist ein schmaler Weg, aber wer sagt denn, dass schmale Wege freudlos sind? Wohl nur Widersacher und Menschen schwachen Willens. „Wegen unserer Sünden musste Jesus sterben, und er wurde auferweckt, um uns vor Gott gerecht zu sprechen“ (Römer 4,25). Habt Vertrauen zu einer Freundschaft, es lohnt sich!

Auf Tuchfühlung mit neuem Sitz ESW-Jahrestagung und Vorstandssitzung in Berlin

Im Vorgriff auf seine weiteren Aktivitäten unter den Fittichen der nach Berlin ziehenden Diakonie führt das ESW am 4./5. Juli seine Vorstandssitzung und vom 5. bis 7. Juli 2012 seine Jahrestagung in Berlin durch. Tagungsort ist das Hotel Carolinenhof des Verbandes Christlicher Hoteliers VCH in der Landhausstraße 10, 10717 Berlin-Wilmersdorf, Tel. 030.8600980, www.carolinenhof-berlin.de

Die Jahrestagung steht unter dem Thema „Miteinander der Generationen als gesellschaftliche und kirchliche Herausforderung“. Die Vorträge und Aussprachen gehen den politischen und kirchlichen Voraussetzungen für ein harmonisches Miteinander der Generationen nach. Es referieren EAfA-Vorsitzender Jens-Peter Kruse,

Dr. Erika Neubauer, Ex-Bundestagspräsidentin Prof. Dr. Rita Süßmuth und Diakonie-Pfarrerin Roswitha Kottnik. In die Tagung integriert sind eine Ausflugsfahrt im Spreewald mit Stocherkahn, die ESW-Mitgliederversammlung mit den Regularien sowie ein Besuch im Neubau des Diakonischen Werks in der Caroline-Michaelis-Strasse/Ecke Invalidenstraße beim Nordbahnhof in Berlin-Mitte als neuer Heimstatt des ESW nach seinem Umzug im Herbst von Stuttgart nach Berlin. Die Andachten halten ESW-Vorsitzender Klaus Meyer und ESW-Ehrenvorsitzender Dr. Günther Freytag.



Zur Tagung schreibt Vorsitzender Meyer: „Aktuell ist unser Tagungsthema im EU-Jahr der Generationengerechtigkeit. Herausragend ist die Jahrestagung aber auch deshalb, weil Sie zu einem für das Evangelische Seniorenwerk ganz neuen Tagungsort eingeladen sind. Es werden drei Tage, die sich für Sie sicherlich lohnen. Drei Tage, in denen thematische Inanspruchnahme und eine verlockende Tour in das Berliner Umland in guter Balance stehen. Drei Tage, die für die weitere Entwicklung unseres Verbandes entscheidende Akzente setzen.“

Birkenblätter für die Zukunft

Das ESW beim zehnten Deutschen Seniorentag 2012 in Hamburg

von Elisabeth Heinecke, Stuttgart

Es war ein kleines Jubiläum: Die Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen BAGSO feierte vom 3. bis 5. Mai 2012 ihren zehnten Deutschen Seniorentag. Gastgebende Stadt war diesmal Hamburg, engagiert und in vielen Veranstaltungen präsent. Die Medien berichteten bundesweit. Mit einem umfangreichen Programm, vielen Angeboten, einer attraktiven Messe und ca. 20.000 Besuchern war der zehnte Deutsche Seniorentag der bisher größte und ein enormer Erfolg.

Eröffnet wurde der zehnte Deutsche Seniorentag durch den Schirmherrn und neuen Bundespräsidenten Joachim Gauck, der in seiner persönlich gefärbten Rede deutlich machte: „Ich stehe heute vor Ihnen als Verbündeter, der gerade mit 72 Jahren eine ganz neue, schöne und ehrenvolle Aufgabe übernehmen durfte, der Hoffnungen



Dicht umlagert war der ESW-Stand beim Hamburger Seniorentag
Foto: Elisabeth Heinecke

und Pläne hat.“ Er beschrieb die heutige ältere Generation in ihrer Gesamtheit als die wohlhabendste und gesündeste, die es in Deutschland je gegeben hat und fragte mit einem Nachsatz, ob sie wohl auch die dankbarste sei? Er hob die verschiedenen Möglichkeiten hervor und den Beitrag, den ältere Menschen für das Gemeinwesen leisten und betonte: „Es ist wichtig, ihre Stimme zu hören.“

Die Seniorentage leben von der aktiven Beteiligung der Mitgliedsverbände. Dazu gehört nicht zuletzt das Evangelische Seniorenwerk, das seit Beginn seines Bestehens im Jahr 1993 Mitglied in der BAGSO ist und damit zu den ersten Seniorenverbänden gehört, die sich unter dem Dach der BAGSO zusammengeschlossen haben. Unsere Aktivitäten bei diesen Großveranstaltungen haben in den letzten Jahren deutlich zugenommen.



Die Damen Friebel, Cassel und Heinecke am ESW-Stand
Foto: Doris Franz

Viele Schwerpunkte

Das Evangelische Seniorenwerk beteiligte sich bei dem diesjährigen Seniorentag wieder mit mehreren Schwerpunkten: Auf der Messe, bei zwei thematischen Veranstaltungsreihen und zum ersten Mal mit einem „Raum der Stille“. Die Vorbereitungen liefen seit vielen Monaten in Zusammenarbeit mit mehreren konfessionellen

BAGSO-Verbänden, in Kontakt mit bereitwilligen ESW-Mitgliedern, zuletzt mit praktischer Unterstützung durch unser Mitglied Liesel Pohl in Hamburg und über die Geschäftsstelle in Stuttgart.

Die gute Zusammenarbeit mit den konfessionellen BAGSO-Verbänden hat Tradition, für die die Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Altenarbeit EAfA und das Bundesforum katholische Seniorenarbeit BfKS verantwortlich zeichneten. So wurde der Ökumenische Gottesdienst in der evangelischen St. Michaeliskirche, dem „Hamburger Michel“, gemeinsam mit den dort Verantwortlichen festlich gestaltet, ein besonderer Höhepunkt! Der riesige Kirchenraum war voll besetzt. Viele Gottesdienstbesucher freuten sich über sinnhafte Zeichen der Ökumene, die in den ausgewählten Liedern, der ansprechenden Predigt und selbst in der Liturgie erkennbar wurden. Am mittleren Tag fanden parallel drei Veranstaltungsreihen statt. Bei zwei dieser Reihen war das Evangelische Seniorenwerk aktiv beteiligt. In der Veranstaltungsreihe „JA zum Alter: Hoffnung leben: Zukunft geben“ wirkte das ESW bei dem Themenblock II „Ja, endlich leben!“ mit. Es nahmen daran ca. 100 bis 120 Menschen teil. Nach einer Einführung durch das ESW stimmte der Kurzfilm „Ich kann gehen“ auf Schritte im Leben ein: Ein „leiser“ Film, der einging auf Fragen, die sich im „Laufe des Lebens“ an jeden von uns stellen. Eingeladen waren vier Lebenszeugen, die nach dem Kurzfilm von persönlichen Krisen und Wendepunkten in ihrem Leben berichteten, auch von neuen Erfahrungen mit Gott. Diese eindrücklichen Berichte führten in anschließenden Gesprächsgruppen zum Austausch der Teilnehmenden untereinander. Mit der Wiederholung des Kurzfilms konnte über das Gehörte noch einmal nachgedacht werden. Zum Abschluss wurde der bekannte Text „Spuren im Sand“ vorgetragen und den Teilnehmenden als Karte überreicht. Es war eine sehr gelungene, in sich stimmige Veranstaltung, die Menschen miteinander ins Gespräch brachte.

Teilhabe im Alter

Die andere Veranstaltungsreihe lautete „JA zu einem engagierten Alter: Teilhabe-Chancen für alle?“ Auch hier wurden ca. 100 bis 120 Teilnehmer gezählt. Die Themenreihe wurde verantwortet von der BAGSO-Fachkommission „Freiwilliges Engagement und gesellschaftliche Teilhabe“, die von Frau Dr. Neubauer (BAGSO-Vorstandsmitglied und stellvertretende ESW-Vorsitzende geleitet wird. Im Themenblock I „Einmischen – Mitmischen: Seniorinnen und Senioren organisieren sich“ wurden drei verschiedene Referate gehalten zur Selbstorganisation in Politik (Liberalen Senioren und Grüne Alte), im weltweiten Netz (Virtuelles und reales Lern- und Kompetenznetzwerk älterer Erwachsener e.V.: VILE-Netzwerk) und in der Kirche (Evangelisches Seniorenwerk). Frau Dr. Neubauer legte mit ihrem Referat den Schwerpunkt auf den kirchlichen Bereich der Seniorenarbeit. Mit Hilfe einer Power-Point-Präsentation gliederte sie das Thema in verschiedene Kapitel, indem sie die Erwartungen älterer Menschen an „ihre“ Kirche beschrieb, die Ansprüche der jüngeren an eine moderne Ansprache und dem Zugeständnis an Mitwirkung und Mitverantwortung. Als neuen Ansatz stellte sie das ESW als Selbstvertretung älterer Menschen in Kirche, Staat und Gesellschaft vor. Im Gegensatz zu einer betreuenden Kirche forderte die Referentin zu einem Umdenken hin zu einer „silbernen Kirche“ auf. Schließlich plädierte sie für eine Netzwerkarbeit, die dazu beitragen kann, ein realistisches Altersbild zu fördern, die Potentiale Älterer für ihre Kirchengemeinde zu erschließen, das freiwillige Engagement durch Informations- und Beratungsangebote zu unterstützen und damit zukunftsorientierte Modelle einer kirchlichen Seniorenarbeit zu entwickeln.

Seit 2003 sind wir mit einem eigenen Stand auf der begleitenden Messe, der „SenNova“ vertreten. In Hamburg betreuten wieder engagierte ESW-Mitglieder den Stand, diesmal allein fünf aus dem ESW-Pfalz und zwei weitere Mitglieder aus Stuttgart. Wir griffen dabei in Anlehnung an das Motto des zehnten Seniorentages „JA zum

Alter!“ das Thema eines von uns mit verantworteten Veranstaltungsblocks auf „Ja, endlich leben!“. Der Stand war sehr günstig an einer Ecke platziert. So lud schon von weitem eine Birke an den ESW-Stand ein, zu diesem Thema ausgeschnittene Birkenblätter zu beschriften, die „belohnt“ wurden durch Kekse in Form von Blättern.



Junge Interessentin bei Annemarie Theyssohn
Foto: Elisabeth Heinecke

Die meisten Besucher stimmten der Aussage „Ja, endlich leben!“ positiv zu, mit Freude über geschenkte Zeit, neue Möglichkeiten und Aufgaben. Bewusstes Leben wurde als erfülltes Leben gesehen. Und in der Auswertung von Doris Franz sahen viele Teilnehmende durch Alte eine bessere Gesellschaft. Aber auch nachdenkliche Sätze waren zu finden, die das Ende des Lebens im Blick hatten, Ängste äußerten oder sich bewusst darauf vorbereiten wollten. Es passte sehr gut, dass die Standbetreuer auch mit eigenen

Schwerpunkten die Besucher gezielt ansprechen konnten. So wurden die praktischen Informationen für die Seniorenarbeit in den Gemeinden gern angenommen, jedoch regionale Angebote des ESF (Evangelisches Senioren-Forum im ESW) und des Senioren-Netzwerks Rheinland-Westfalen-Lippe wegen der Entfernungen meist nur bedauernd zur Kenntnis genommen. Informationsmaterial des ESW, Arbeitsmaterial der Evangelisch-Methodistischen Kirche, ein Gedichtband und Buchempfehlungen aus der Praxis führten zu vielen, teilweise intensiven Gesprächen: Das ESW ist im Raum Hamburg meist noch unbekannt, aber das Interesse an einem evangelischen Seniorenverband im Raum Hamburg war deutlich vorhanden.

„Der Raum der Stille“ wurde im Programm des zehnten Deutschen Seniorentages bereits als ein besonderes Angebot hervorgehoben. Damit griff das Evangelische Seniorenwerk auf die guten Erfahrungen Leipziger Kirchengemeinden zurück, die am Rande des neunten Deutschen Seniorentages 2009 einen solchen Raum anboten. Die BAGSO nahm den Vorschlag des ESW gern auf und reservierte im Hamburger Congress Center (HCC) einen kleinen Saal. Der eigene Erfahrungsbericht von Liesel Pohl beschreibt anschaulich das behutsame, erkennbar christliche Angebot, die wohlthuende Atmosphäre und die verschiedenartigen Begegnungen im Raum der Stille. Wir können jetzt schon sagen, dass sich der Raum der Stille auf dem Deutschen Seniorentag bewährt hat! Vielleicht wird er einmal ein besonderes Erkennungszeichen des Evangelischen Seniorenwerks auf den nächsten Seniorentagen.



Auf Ältere einstellen Kirche reformiert sich mit demografischem Wandel: Interview mit Präses Schneider

Beim Zehnten Deutschen Seniorentag in Hamburg, an dem sich auch das ESW beteiligte, war viel vom demografischen Wandel mit einer wachsenden Zahl alter Menschen die Rede. Die den Seniorentag veranstaltende Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen BAGSO führte darüber mit Präses Nikolaus Schneider von der EKD ein Interview, das wir folgend abdrucken.

Im Vorfeld des Interviews mit Präses Schneider heißt es: Die Gesellschaft in Deutschland verändert sich. Sie wird nicht nur heterogener, sondern vor allem älter. Auf diese Entwicklung müssen auch die Kirchen reagieren. Welche Rolle die Evangelische Kirche in Deutschland dabei einnehmen kann, welches Alterbild sie hat, wie sie auf die zunehmende Zahl der Älteren eingeht und was der Glaube für viele Ältere bedeutet, wollten die Veranstalter des Zehnten Deutschen Seniorentages von Präses Dr. h.c. Nikolaus Schneider wissen, der zu diesen Fragen auch an einer Podiumsdiskussion am Eröffnungstag des Deutschen Seniorentags teilnahm.

Frage: Zum Motto des Deutschen Seniorentages: Was bedeutet es für Sie als Präses „Ja zum Alter“ zu sagen?

Schneider: Als „Präses“, also als leitender Geistlicher einer Landeskirche, geht es mir nicht anders als allen anderen „alternden“ Christenmenschen: Wir genießen den Zugewinn an Lebenserfahrung und Gelassenheit. Und wir leiden an Einschränkungen und Beschwerden, die das Altern mit sich bringt. Immer aber können wir getrost „Ja zum Alter“ sagen, weil unser vergängliches Leben seine Wurzeln und seine Zukunft in Gottes Ewigkeit hat.



Gäste aus Politik und Vorstandsmitglieder der den Seniorentag ausrichtenden BAGSO vereint
Foto: BAGSO - Frederika Hoffmann

Frage: Wie stellt sich das Altersbild der evangelischen Kirche dar? Und meinen Sie, dass es eher ein realistisches oder idealistisches ist?

Schneider: Realistische und idealistische Sichtweisen schließen sich für unsere Kirche nicht gegenseitig aus. Im Gegenteil. Der Glaube an Gottes neu machende Lebenskraft mag idealistisch genannt werden. Aber genau dieser „Idealismus“ schenkt Menschen den Mut zum Realismus! Wir haben im Rat der EKD vor gut zwei Jahren eine Schrift unter dem Titel „Im Alter neu werden können“ herausgegeben. Diese Schrift macht Mut zur Akzeptanz des eigenen Alterns, ohne zu verschweigen, dass Alt-Werden und Alt-Sein auch schwere Seiten haben. Vorsitzender der Gruppe, die diese Schrift entwickelt hat, war Professor Andreas Kruse. Er wird mit mir am 3. Mai in Hamburg auf dem Podium sitzen. Da dies ein Online-Interview ist, verweise ich gern auf den Link im Internet (unter www.ekd.de/EKD-Texte/im_alter_neu_werden_koennen.html), mit dessen Hilfe man diesen wirklich guten Text studieren kann.

Frage: Kann der Glaube dabei helfen, die Lebensphase Alter, die ja auch von Krankheit, Behinderung und Einschränkungen sowie Verlusten

gezeichnet sein kann, anzunehmen und wie unterstützt die Kirche alte Menschen dabei, das Altsein zu akzeptieren?

Schneider: Glaube ist eine vertrauensvolle Beziehung zu Gott, der mir seine Gegenwart zugesagt hat in allem, was mir widerfährt. Dieser Glaube bewahrt mich und andere Glaubende nicht vor Krankheit, Behinderungen, Einschränkungen und Verlusten. Aber dieser Glaube kann Menschen davor bewahren, zu verdrängen, zu verzweifeln oder zynisch zu werden. Gott geht auch durch mein Alter mit mir. Eine wichtige Aufgabe der Kirche sehe ich darin, die Probleme des Alters nicht schönzureden, sondern geistliche und praktische Hilfen anzubieten. Geistlich geht es dabei um die Stärkung der Glaubensgewissheit: Gottes Kraft ist in den Schwachen mächtig (Jahreslosung 2012). Gottes Kraft wird mich tragen, wenn meine Kräfte mich verlassen, auch durch mein Sterben und durch meinen Tod hindurch. Praktisch geht es um vielfältige lebenspraktische und diakonische Angebote, von Begegnungsstätten und Freizeitangeboten bis zu Pflegediensten und menschenfreundlichen Altersheimen.

Frage: Was kann oder muss sich Ihrer Meinung nach in der Einstellung der Kirche zu älteren Menschen ändern, um diese auch in der Zukunft verstärkt für ein Engagement in der Kirche zu gewinnen und einzubinden?

Schneider: Menschen „60 plus“ sind schon heute eine wichtige Zielgruppe kirchlicher Arbeit. Seit einigen Jahren haben wir angefangen, die Potenziale zu heben, die in dieser Altersgruppe liegen. Oft nimmt das religiöse und kirchliche Interesse in diesem Alter zu. Und viele Menschen haben nach ihrer aktiven Berufsphase Interesse, viel Energie und große zeitliche Kapazitäten für ein kirchliches Engagement. Hier müssen wir als Kirche noch sensibler werden. Wir dürfen alternende und alte Menschen nicht nur unter der Perspektive „Betreuung“ sehen. Das schöpferische und kreative Potenzial alter Menschen wird uns sicher gut tun!

Frage: Unsere Gesellschaft und damit auch die Stellung der Kirchen befinden sich im Wandel. Im ländlicheren Raum sind die Menschen der Kirche oft stärker verbunden als in Städten. Viele Menschen treten aus der Kirche aus, aber es altern auch immer mehr Menschen in Deutschland mit anderen religiösen Hintergründen. Wie stellt sich die Kirche auf solch differenzierte Entwicklungen in einer Gesellschaft ein?

Schneider: Durch Differenzierung. Anders geht es nicht. „Kirche auf dem Land“ hat ein anderes Profil und macht andere Angebote als „Kirche in der Stadt“. Und für die diakonischen Hilfen im Alter wird der religiöse Hintergrund der Menschen weniger wichtig sein als für die geistliche Betreuung. Bei allem aber gilt der urprotestantische Grundsatz: *Ecclesia semper reformanda*: Die Kirche muss sich immer wieder reformieren. Und die Herausforderung durch die steigende Zahl älter werdender Menschen ist eine der wichtigsten Herausforderungen unserer Gesellschaft und natürlich auch unserer Kirche in den kommenden Jahren und Jahrzehnten.

Einkehr und Zuspruch ESW gestaltet beim Seniorentag Raum der Stille von Liesel Pohl, Hamburg

In den drei Tagen des Seniorentags in Hamburg haben 99 Personen den Raum der Stille des ESW aufgesucht. Über eine kürzere oder längere Zeit, von fünf Minuten bis zu anderthalb Stunden, nahmen die Gäste das Angebot des Ausruhens, der Einkehr und der Meditation gerne in Anspruch. Den Raum selbst haben die ehrenamtlichen Mitglieder des Evangelischen Seniorenwerks gestaltet und ich stand für die meiste Zeit als Ansprechpartnerin zur Verfügung. Blumenschmuck und zwei eigens dafür ausgewählte und hergestellte Poster an der Wand sorgten für eine einladende und zur Besinnung führende Atmosphäre. Auch ausgesuchte Spruchkarten und Gebete lagen zu Ansicht und als Meditationshilfen bereit.

Was erwarteten unsere Gäste, die während der Gesamtveranstaltung viel gehört und in der Ausstellung viel gesehen hatten, und wie konnten wir auf ihre Wünsche eingehen? Der Willkommensgruß beim Eintritt zeigte an, dass jede und jeder nach seinen Wünschen Platz nehmen durfte. Waren gleichzeitig mehrere Personen im Raum, schwiegen alle. Nahm ich als Begleiterin der Gäste wahr, dass jemand auf einen Zuspruch wartete, dann versuchte ich mit knappen Worten ein kurzes geistliches Zitat zum Bedenken mitzugeben und den Zusammenhang zu den beiden Postern mit ihren Bildern aufzuzeigen.

Auf dem einen Poster war eine brüchige Holzbrücke über einen Bach in einem verschneiten Wald zu sehen. Der Eindruck des Brüchigen und dadurch auch des Gefährlichen wurde noch durch das Glatteis auf der Brücke unterstrichen. Der zweite Poster war eine Fotografie aus der Christuskirche in Stuttgart, in der jedes Jahr bis zum letzten Jahr die Weihnachtsgottesdienste des Diakonischen Werkes der Evangelischen

Kirche in Deutschland stattfanden. Über dem Kreuz des Altars schwebt von Tageslicht seitlich beschienen der auferstandene und aufsteigende Christus. Mit diesen Bildern wollte ich unsere Gäste darauf hinweisen: Jesus nahm an der Brüchigkeit unseres Lebens teil. So weiß er um unsere Sorgen und Bedrängnisse. Doch der Auferstandene weist auf die Hoffnung hin, dass auch wir teilhaben am Leben, das Gott schenkt.



Liesel Pohl im Raum der Stille des ESW beim Seniorentag
Foto: Doris Franz

Die Meditationskarten

Mitglieder und Freunde unseres Vorstandes, Dr. Dieterich Pfisterer und Dr. Friedrich Löblein hatten die originelle Idee zu diesen beiden Postern und ihrer Realisierung sowie zu den Meditationskarten und ihrer Verwirklichung.

Zwei Beispiele für Worte des Zuspruches, die in Form von bereits genannten Meditationskarten auslagen: „Gott liebt uns nicht weil wir so wertvoll sind, sondern wir sind so wertvoll, weil Gott uns liebt.“ (Helmut Thielicke).

Zum anderen das Wort eines Jugendlichen über das Gebet. Es passte in den Raum der Stille und unterstrich die Aussage der Bilder auf den Postern: „Für mich ist das Gebet so etwas wie ein Haken, den ich in den Himmel werfe. Habe ich erst ein paar dort oben festgemacht, dann kann ich daran schaukeln, wenn mir jemand die Welt unter den Füßen wegzieht.“

Einige Gäste kamen in den Raum der Stille, weil sie einfach erkunden wollten, wie wir dieses Angebot ausrichteten. Dazu gehörten Pastoren, Gastgeber von anderen Räumen der Stille etwa auf Bahnhöfen und in Pflegeeinrichtungen.

Und es kamen Menschen mit ihren ureigensten Fragen. Sie wollten mit ihren Anliegen verstanden werden. Sie suchten Rat. Sie brauchten einen Menschen - und das Gebet. Häufig saß ich fürbittend unter den schweigenden Menschen - Gott wusste ja, was sie brauchten.

Dass sich auch zwei Besucher auf den Boden legten und so ausspannten: Es passte alles! Mir war jeder willkommen.

Zumeist verließen die Gäste mit Dank den Raum. Und ich weiß nicht, wer mehr empfangen hat, die Gäste oder ich selbst. Jedenfalls bin ich Gott sehr dankbar, dass er gegenwärtig war.

Aus dem Tropfen wird guter Regen Brotzeit-Jahrestagung in Güstrow mit reichhaltigen Eindrücken

von Elisabeth Heinecke, Stuttgart

Die Rostocker BrotZEIT-Gruppe des ESW hatte nach Güstrow zur Jahrestagung 2012 eingeladen, in eine kleine Stadt in Mecklenburg-Vorpommern, vielen bekannt wegen des expressionistischen Künstlers Ernst Barlach. Wir trafen uns in einem Tagungshaus der Kirche mit verschiedenen BrotZEIT-Gruppen und einzelnen Engagierten aus Berlin-Brandenburg, der Pfalz, Sachsen, Thüringen und Mecklenburg-Vorpommern.

Die Beschäftigung mit Barlach zog sich wie ein roter Faden durch die Tagung. Gleich nach dem Ankommen besuchten wir die nahe Gertruden-

kapelle, die auf Initiative der Lebensgefährtin Barlachs viele seiner Skulpturen beherbergt: Eindrücklich der „Wanderer im Wind“ von 1934 und andere Werke. Danach wurden wir zu einem Stadtrundgang eingeladen mit Ausblicken auf Schloss, Dom und Pfarrkirche St. Marien.

Eine in Güstrow aufgewachsene Pastorin führte in das Leben und Werk Barlachs ein. Mit ihrem persönlichen (getauft unter dem „Schwebenden“), zeitgeschichtlichen und theologischen Zugang stellte sie sehr anschaulich dar, in welchem inneren und äußeren Spannungsfeld sich Barlach selber befand, er im Nationalismus künstlerisch zunehmend isoliert und zu kirchlichen DDR-Zeiten als Symbol des Widerstandes neu entdeckt wurde.



Reiches kulturelles und bauhistorisches Erbe erlebten die Brotzeit-Mitglieder in Güstrow
Foto: Elisabeth Heinecke

Die Morgenandacht fand unter Barlachs „Schwebenden“ im Dom zu Güstrow statt. Diese Figur, als Auftragsarbeit zum 700jährigen Dom als Ehrenmal entworfen, wurde von den „Deutschen Christen“ wieder abgehängt und später eingeschmolzen. Heute hängt ein Nachguss in der Taufkapelle des Doms, so wie Barlach es sich gewünscht hatte. An diesem Morgen nahm sich der scheidende Probst für unsere Gruppe Zeit, obwohl die Fusion seiner mecklenburgischen Landeskirche mit der gesamten „Nordkirche“ unmittelbar bevor stand. Wie schön, dass wir dann auch noch das große Kirchenschiff mit unserem Gesang füllen konnten!

Das Hauptreferat „Gesichter der Armut – Armut und Geist“ hielt Prof. Frieder Burkhard, ehemaliger sächsischer Pfarrer und Leiter einer kirchlichen Ausbildungsstätte in Potsdam, Hochschul-lehrer an der FHS Potsdam.

Der Referent stellte einen Zusammenhang her zu unseren Erinnerungen als Senioren mit Überlegungen zu den Kernbereichen von Frieden, Gerechtigkeit, Schöpfungsbewahrung; und damit zu BrotZEIT. Im Blick auf Armut sei Geist so etwas wie ein offenes Fenster in die richtige Himmelsrichtung, eine Offerte der sozialen Gestalt des Glaubens. Burkhard erinnerte an biblische Texte und berichtete von sozialen Bewegungen in der Neuzeit und beschrieb, wie sich Armut konkret auf Menschen auswirkt. Im Sinne eines göttlichen, liebevollen Geistes könne Armut wahr-, aber nicht hingenommen werden. Geist bekomme mit, wo es hakt, wo Leben verdirbt und stellt sich dagegen. Dieser Geist will Armut nicht mehr für einen wohlthätigen Zweck vereinnahmen. Arme müssten aus Fürsorge heraus kommen zu einer „emanzipatorischen Armut“.

Danach war Zeit für Gespräche in Arbeitsgruppen, die sehr verschieden verliefen, aber nicht extra im Plenum „ausgewertet“ wurden. Überhaupt: die Gespräche: Es war deutlich das Interesse aneinander gewachsen, das Verständnis für die Situation und Lebensgeschichte der anderen. Der früher schwelende Ost-West-Konflikt war kein Thema mehr.

Das zweite Referat hielt Sabine von Barga-Ostermann, Referentin bei „Brot für die Welt“ seit 2007, zunächst auf der „Regionalstelle Ost“, seit 2010 Referentin für das Ehrenamt. Ihr Thema „Den Armen Gerechtigkeit: Armut auf Augenhöhe?“ Die Referentin veranschaulichte ihren Vortrag mit einer Power-Point-Präsentation von „Brot für die Welt“ und animierte die Zuhörer zum Mitmachen und gemeinsamen Singen. Sie stellte von Anfang an klar, dass es eine „Armut auf Augenhöhe“ nicht gibt. Es sei jedoch notwendig, dazu eine eigene Haltung zu gewinnen. Anhand der plakativen Bilder setzte sie einige Schwerpunkte von „Brot für die Welt“: Aufklärung, Hilfe durch Selbsthilfe („Empowerment“), Projektarbeit als Mittel auf dem Weg zur Gerechtigkeit, weltweite Zusammenarbeit und Politik als Mittel zur Durchsetzung von Gerechtigkeit. Die Vision „den Armen Gerechtigkeit“, sei auch nach 50 Jahren der Aktion „Brot für die Welt“ ein Tropfen auf den heißen Stein, der jedoch Anfang eines Regens sein kann.

Am Abend lernten wir einen Liedermacher, Sänger und Liedpoeten kennen, der zum Teil eigene Texte und Kompositionen auf verschiedenen Instrumenten begleitete. Auch hier war wieder das „Widerständige“ zu spüren und zu hören, das viele Menschen in der ehemaligen DDR mit ihrer Kirche verbanden. Sehr stimmungsvoll waren die „Mecklenburgischen Bilder“, die uns die Rostocker zeigten, insbesondere die Landschaftsbilder und Städte mit ihrer beeindruckenden Backsteingotik.

Am letzten Tag gingen wir zur Pfarrkirche St. Marien, die den Marktplatz beherrscht. Dort wurden wir empfangen vom Gemeindepastor. Man versammelte sich vor dem „Brüsseler Altar“, der zu katholischer Zeit in Auftrag gegeben, in evangelischer Zeit eingeweiht wurde. Da noch Osterzeit war, lud uns der Gemeindepastor zu einer besonderen Andacht ein und legte das letzte Tafelbild des Altars für uns als Osterbotschaft aus. In diesem Bild gibt es verschiedene Geschichten zu erkennen: das offene Grab, der Auferstandene mit Maria und, kaum erkennbar, ein „Zuschauer“ im Hintergrund. Alle sind ange-

sprochen, nehmen an der Auferstehung teil, die Trauernden, Depressiven, kaum Wahrnehmbaren!

Keine Zeit für andere?

Martin Herrbruck, der bisher die Geschäftsführung von BrotZEIT wahrgenommen und aus Krankheitsgründen nicht mehr ausüben kann, rundete die Tagung ab mit „Resten vom Vortag“. Viele Eindrücke waren hängen geblieben: Der schöne Tagungsort mit der guten Mischung von Kultur und geistlicher Anregung, das reicher gewordene Deutschlandbild, der Abbau von Resentiments. Die guten menschlichen Beziehungen wurden hervorgehoben, die harmonische Atmosphäre, die Gemeinschaft untereinander und das Engagement der Einzelnen. Fazit: Thema „Armut und Geist“ beschäftigte viele Teilnehmer noch länger. Der erweiterte Armutsbegriff, arm an Zeit, arm an Gemeinschaft, regte zum Nachdenken an. Wir können reicher werden durch das Engagement gegen Armut und Ungerechtigkeit.

Eine weitere Runde arbeitet mit Satzergänzungen: „Ich gehöre zu BrotZEIT, weil ...“ Es waren ganz unterschiedliche Aussagen, die einerseits eine große Nähe zu „Brot für die Welt“ ausdrückten und mit eigenen Erfahrungen und Engagement begründet wurden. Andererseits wurde deutlich, dass BrotZEIT mehr ist, nämlich Gemeinschaft und geistliches Leben, Beistand und Anregung für „ängstliche“ Gemeindegruppen. Gewünscht wurde, dass aus den Jahrestagungen ein gemeinsames Projekt entstehen könnte.

Wolfgang Mai, ein früherer Mitarbeiter von „Brot für die Welt“ und in der Übergangszeit nach dem Ausscheiden von Martin Herrbruck Moderator von BrotZEIT, stellte den Ausblick auf die Weiterarbeit vor. Es soll weiter einmal jährlich eine gemeinsame Tagung geben. Ansonsten sollen die Gruppen und Einzelne ihr Leben eigenständig weiter entwickeln. Für die nächste Jahrestagung 2013 besteht schon eine Einladung der BrotZEIT-Engagierten aus Sachsen: An die Grenze zu Polen in das internationale Begegnungszentrum Kloster Marienthal.

Alte können bei der Kirche andocken Jahrestagung des Evangelischen Seniorenwerks Pfalz bei den Diakonissen Speyer von Kurt Witterstätter, Speyer

„Im Dritten Sozialraum können alte Menschen für andere Alte Hilfen und Kontakte stiften: Kirche wird dann spannend, wenn sie für und mit anderen das Evangelium überzeugend vorlebt“, schlug Prof. Dr. Karl Foitzik bei der unter Leitung von Dekan Berthold Gscheidle stehenden Jahrestagung den 70 Teilnehmenden des Evangelischen Seniorenwerks ESW Pfalz im Mutterhaus der Diakonissen Speyer-Mannheim vor.

Referent Foitzik aus Neuendettelsau/Bayern referierte vor dem ESW Pfalz zum Thema „Neue Chancen – alte Menschen in Kirche und Gemeinde“. Er sah darin eine Chance für die Kirche, die ebenfalls kirchenferner werdende Altenbevölkerung an sich zu binden, wenn sie ihren alternden Mitgliedern Chancen zur Mitgestaltung eröffnet. Man kann heute nicht mehr darauf setzen, dass „mit dem Alter der Psalter kommt“. Kirche muss sich Foitzik zufolge auch für alte Menschen auf dem wachsenden und konkurrierenden Freizeitmarkt behaupten. Ihre alten Strategien mit Be-

treuungs- und Angebots-Modellen für die alten Christen tragen nicht mehr. Gefragt sind Selbstbeteiligungs-Modelle, weil die Alten „ihr Ding schon selber drehen“, wie eine Umfrage bei Pfarrern ergab.

Professor Foitzik schlug den pfälzischen ESW-Mitgliedern zu einen regional verortete Bildungs- und Aktionsprojekte für die fitten alten Menschen vor, in denen diese „bei der Kirche andocken können“. Dabei nannte er die Bereiche Geselligkeit/Unterhaltung, Bildung, Reisen, Besuchsdienste, Tauschbörsen, alternative Gottesdienste und Spiritualität sowie soziale Netze für Unterstützungsbedürftige.

Denn Heime und Familie werden künftig die hilfsbedürftigen Alt-Alten, die selbstbestimmt wohnen bleiben wollen und werden, nicht mehr versorgen können. Auch diese Pflege- und Versorgungsbedürftigen brauchen aber das „Du“ sozialer Einbindung und mitmenschlicher Nähe. Hier müssten Helfen-Wollen und Geholfen-Bekommen aus christlicher Motivation zueinander gelangen. Dabei bewährt sich dann die christliche Botschaft von Nächstenliebe und Lebenshilfe.

Im voraus gegangenen Gottesdienst in der Speyerer Mutterhauskapelle predigte Oberkirchenrat Dr. Klaus Bümlein über Abrahams Altersverheißung nach 1. Moses 12, 4. Diakonissen-Vorsteher Pfarrer Dr. Werner Schwartz erläuterte den ESW-Mitgliedern die Pläne seiner Anstalt.



Blick in das Plenum bei der Tagung des ESW Pfalz im Diakonissen-Mutterhaus Speyer Foto: Kurt Witterstätter

Ehrung Hans Steinackers Publizist erhält Kronenkreuz

Unser ständiger Mitarbeiter, Publizist und Verleger Hans Steinacker, erhielt im Rahmen eines Wochenschluss-Gottesdienstes in der Kapelle des Evangelischen Krankenhauses Witten das Kronenkreuz der Diakonie in Gold verliehen. Oberin Marianne Anschütz von der Wittener Diakoniegemeinschaft überreichte dem 80jährigen Publizisten die Auszeichnung im Auftrag des Evangelischen Seniorenwerks ESW. Hans Steinacker wurde in Gronau/Westfalen geboren und lebt seit 1964 in Witten. Der gelernte Kaufmann war von 1964 bis 1969 Geschäftsführer des CVJM-Westbundes und danach Leiter des Aussaat-Verlages in Wuppertal. Von 1981 bis 1994 leitete er den Brendow-Verlag in Moers, der in dieser Zeit stark expandierte. Unter anderem nahm Steinacker den englischen Bestseller-Autor Adrian Plass („Tagebuch eines frommen Chaoten“) ins Programm und landete damit einen großen Erfolg. Auch die berühmten „Chroniken von Narnia“ des englischen Schriftstellers Clive Staples Lewis erschienen im Brendow-Verlag. 1997 erhielt Steinacker den Alfred-Müller-Felsenburg-Preis für aufrechte Literatur. Steinacker ist nach wie vor als unabhängiger Publizist, Verlagsberater und Leiter von Literaturreisen aktiv.



Oberin Marianne Anschütz überreicht Hans Steinacker das Kronenkreuz.
Foto: Barbara Zabka

Lohn des Lotsendienstes ESW-Netzwerk Rheinland gefördert

Von der Bürgerstiftung Bonn der dortigen Sparkasse gefördert wird eine Initiative des Evangelischen Seniorennetzwerks Rheinland mit einem vierstelligen Euro-Betrag. Ziel der ESW-Initiative ist die Erarbeitung eines Wegweisers durch die Senioren-Angebote der zwölf Bonner Kirchengemeinden für das Haus der Evangelischen Kirche Bonn. Die dort anlaufenden älteren Hilfebedürftigen können derzeit nämlich erst nach einer Wartezeit von mehreren Wochen einen Gesprächstermin bekommen.

Die Arbeitsgruppe um Dr. Erika Neubauer vom ESW Rheinland erhofft sich mit ihrem Lotsendienst nun, durch Ausarbeitung eines Steckbriefs über die Hilfsressourcen in den zwölf Bonner Gemeinden den Informationsfluss entscheidend zu beschleunigen. So kann dann mit den elektronisch abrufbaren „Steckbriefen“ für die einzelnen Hilfen vor Ort im Haus der Kirche wesentlich schneller und gezielter beraten und vermittelt werden. Zusätzlich werden ESW-Mitglieder aus dem Bonner Raum als Paten die Vermittlungsprozesse begleiten. Die Steckbriefe der Hilfsinitiativen werden auch in eine eigene Homepage gestellt.

Folgender Zeitplan ist vorgesehen: Im Sommer erfolgen über Interviews und Materialauswertungen Sichtung und Sammlung der einzelnen Hilfsangebote und Engagements vor Ort. Im Herbst werden die Steckbriefe erstellt und elektronisch eingestellt. Im Spätjahr werden die Ergebnisse dokumentiert, vorgestellt und Vernetzungsmöglichkeiten geprüft.

Das Selbstverständliche getan

85jähriger Pastor Harald Richter zur Gedenkstätte Ladelund

Seinen 85. Geburtstag feierte Pastor i. R. Harald Richter der Sankt-Petri-Gemeinde Ladelund/Nordfriesland. Er übernahm die Gemeinde 1958, als die Wunden des Zweiten Weltkriegs noch kaum verheilt waren. Er gehörte bei seiner Zuruhrsetzung 1993 zu den Mitbegründern des ESW-Bundesverbandes und der ESW-Gruppe Nord.

Aktiv betätigt sich Richter noch heute in der Gedenkstättenarbeit für die Opfer der nationalsozialistischen Tötungsverbrechen. Denn er übernahm nach dem Theologiestudium in Kiel, Bethel und Erlangen von seinem Vorgänger Pastor Johannes Meyer die Verpflichtung zur Aussöhnungsarbeit mit den Angehörigen der Opfer der NS-Gewaltherrschaft. Am Jahrestag der Befreiung der Konzentrationslager diesen Jahres hielt Pastor Richter in der KZ-Gedenk- und -Begegnungsstätte Ladelund den Vortrag „Wir haben das Selbstverständliche getan: Kirchliche Gedenkstättenarbeit in Ladelund“.

Ladelund war im Dritten Reich eine Außenstelle des Konzentrationslagers Neuengamme. In Ladelund waren neben Belgiern, Franzosen, Italienern, Dänen, Norwegern, Polen und Russen auch über hundert niederländische Männer und Jungen inhaftiert, die dort zur Vergeltung für die Tötung eines deutschen Offiziers im holländischen Dorf Putten im Oktober 1944 ermordet wurden. Der selbst in den Nationalsozialismus verstrickte Pastor Meyer, der seinerzeit noch nicht an Hitlers Schuld glauben mochte, sondern die Untaten auf Übergriffe auf niedriger Ebene zurück führte (und sich darob sogar bei Hitler beschwerte), sorgte gegen die SS-Bewacherkraft seines Friedhofs-Hausrechts für die christ-

liche Beerdigung der Ermordeten und an Entkräftung Verstorbener mit Segnung, Vaterunser und Kreuz.

ESW-Mitglied Harald Richter hat all diese Ereignisse, die Umwandlung des Friedhofs zur (einzig kirchlichen) NS-Gedenkstätte mit Namenstafeln in den Feldsteinmalen sowie die Begegnungen der Ladelunder mit den Niederländern aus Putten zu den Gedenktagen in Ladelund und Putten in seinem Vortrag am Nationalen Gedenktag zusammen gefasst.

Im Gedächtnis bewahren

Das Motto des Vortrags entnahm Richter den Worten seines Vorgängers Pastor Meyer beim ersten Besuch der Puttener Angehörigen in Ladelund im Oktober 1950. Meyer hatte damals gesagt: „Wir haben das Selbstverständliche getan. Die christliche Kirche kann gar nicht anders, als ihrer Toten zu gedenken, sie einzubeziehen in ihre Gebete, ihren Glauben, ihre Liebe und ihre Hoffnung. Kirchliche Gedenkstättenarbeit an den Gräbern der KZ-Opfer in Ladelund heißt, die in ihnen ruhenden Toten im Gedächtnis der Gemeinde zu bewahren. Wann auch immer und wo das im Handeln der Kirchengemeinde geschieht, ist dies ohne Sündenerkenntnis nicht möglich“.



Generationen vereint:
Die ESW-Gruppe Nord umorgt die Gedenkstätte Ladelund; Jugendliche des Berufsbildungswerks Husum haben die KZ-Skulptur gestaltet.
Foto: Gedenkstätte

Versöhnlich Altern ESF-Tagung in Kassel

Zu einer Tagung für Multiplikatoren vom Glauben geprägter Altenarbeit lädt das Evangelische Seniorenforum ESF im ESW unter dem Motto „Dem Leben nachspüren“ am Donnerstag, 30. August von 10 bis 17 Uhr in die evangelisch-freikirchliche Kirche im Hof, Friedrich-Ebert-Strasse 102, in Kassel ein. In Referaten und Aussprachen wird den Themen Übergänge im Leben, unseren Verschiedenheiten, der biografischen Arbeit in seelsorgerlicher Ausrichtung und dem versöhnlichen Altern nachgegangen. Referenten sind Ulrike Burkhardt-Kibitzki, Elimar Brandt, Liesel Pohl, Willi Löhr und Erich Kimm. Anmeldungen an das ESW, Frau Alber, Stafflenbergstr. 76, 70184 Stuttgart, Tel. 0711.2159136.

Briefe wiederbeleben Anregung aus dem Leserkreis

Aus der Leserschaft kommt die Anregung zu einer Briefbörse, wie wir bereits im letzten ESW-Informationsbrief mitteilten. Unser Leser und ESW-Mitglied Reinhold Kilp, Wilhelm-Nesen-Strasse 3, 56355 Nastätten/Taunus, macht den Anfang und kann gerne angeschrieben werden. Irrtümlich haben wir ihn als Pfarrer i.R. titulierte. Der Fehler sei hiermit korrigiert.



Die Schätze verwandeln Ergebnis der ERF-Sendung „Hier werde ich gebraucht“: Ältere können sich einbringen

Die jüngste der von Horst Marquardt und Liesel Pohl moderierten Sendungen im Evangeliums-rundfunk ERF „Hier werde ich gebraucht“ behandelte die Spannung zwischen Tradition und Moderne in Gesellschaft, Kirchengemeinde und im Alltag.

Liesel Pohl sprach zu Traditionen, Normen und Neuerungen im Familienalltag und erkannte: Nur auf Normen zu pochen hilft nicht weiter. Sie berichtete von einem Vater, der seinen Sohn nur nach seinen Vorstellungen formen wollte. Es gab Konflikte, denn das vom Vater angesonnene Lernen fiel dem Sohn schwer. Sich ganz vom Vater los zu sagen, schien auch nicht die Lösung. Denn ohne unsere Wurzeln haben wir es schwer, im Leben zurecht zu kommen. Wir brauchen das Ererbte, wir müssen es aber verändern. Wir leben von den Schätzen der Alten, müssen diese aber verwandeln, folgerte Liesel Pohl. Immer sollten wir daher fragen: Was muss vom Überkommenen bleiben, was ist zu verändern?

Im Lebensrückblick orientiert sich der alte Mensch an seiner Biografie. Dennoch kann er mit dem Verweis auf seine frühere eigene Jugend die Jugendlichen von heute nicht verstehen. Verständnis für Probleme heutiger Jugendlicher hat man als alter Mensch nicht schon dadurch, dass man selbst früher auch einmal jung war. Diese vorschnelle Gleichsetzung riet die Autorin zu vermeiden. Früher wurden Jugendliche von Traditionen geleitet. Heute müssen sie eigenständig ihren Weg finden. Da hilft es, den Jugendlichen die eigene Authentizität vorzuleben. Die Jugend von heute sei vielfach unkompliziert und verstehe es, ihre Probleme zu lösen. An den alten Menschen störten Kleinlichkeit, Rechthaberei und das Festhalten am Überkommenen. Besser sei

es, den Jugendlichen Liebe und Vertrauen vorzuleben. Damit könne es gelingen, Tradition und Neues nebeneinander zu stellen und zu versöhnen.

Über die Wandlungen im kirchlichen Gemeindeleben sprach in der ERF-Sendung Dr. med. Thomas Neubert, Speyer. In der Kriegs- und in der Nachkriegs-Zeit bildeten sich Zweckgemeinschaften, um die Not zu überwinden. Man teilte Lebensmittel. In den Gottesdiensten fand man Hoffnung. Viele gingen damals in die Kirchen. Die Pfarrhäuser waren Zentren der Gemeinsamkeit, die Kirchen Lebensmittelpunkte, in denen Trost und Hilfe gefunden wurden. Das Gemeinschaftsgefühl ließ Hunger und Not durchstehen. In der Wiederaufbauzeit registrierte man dankbar, dass Gott durch das Schlimmste geholfen habe. Zu bitten gab es dann nicht mehr soviel wie zuvor. Die Kirchen wurden leerer, die Menschen hatten keine Zeit mehr für das Gemeindeleben. Die jungen Menschen sahen die vormalige Not nur noch aus der Distanz. Sie betätigten sich mehr in Sport und Freizeitwelt. Jüngere Pfarrer kamen, die mit modernen Gottesdienstformen die Jugend fesseln wollten. Die sprachen aber nicht alle Älteren an. Der Spagat wurde schwierig, wie es Dr. Neubert erlebte. In den Pfarrhäusern hielt moderne Technik Einzug. Die Mitarbeit der Frau des Pfarrers im Pfarrhaus und in der Pfarrei war nicht mehr selbstverständlich. Pfarrersfrauen hatten ihre eigenen Berufe, genauso wie die Ehemänner der Pfarrerrinnen.

Hunger nach Aufgaben

Ältere können und sollen sich Dr. Neubert zufolge in das kirchliche Gemeindeleben einbringen. Viele Senioren hungern nach Aufgaben, andere muss man zu Aktivitäten motivieren und darauf vorbereiten. An Möglichkeiten nannte Dr. Neubert angesichts der Mobilität der Bevölkerung die Betreuung von Kindern und Enkeln auch aus anderen Familien, die Schulaufgabenhilfe, die Betreuung Jugendlicher in Vereinen, der Einsatz in Konfirmandengruppen.

Auch Hilfe für Schwache, Kranke und Alte in Haushalt, beim Einkauf und bei der Freizeitge-

Aus urheberrechtlichen Gründen haben wir das Bild gelöscht.

staltung mit Vorlesen werde gebraucht. Bewährt haben sich regelmäßige Besuche mit Verstehen und Verständnis den Besuchten gegenüber. Solche gemeindliche Hilfe bringt nach Dr. Neubert Freude und neue Freunde. Die gegenseitige Hilfe schafft Verständnis über Generationen hinweg. Damit könnten auch biblische Texte auf das moderne Leben hin gedeutet werden, vieles sei über solche gemeindlichen Aktivitäten aus einem anderen Blickwinkel heraus sichtbar. Ältere könnten so auf breitem Feld das Gemeindeleben befruchten.

Maschinerie der Moderne

Die gesellschaftliche Mitwirkung Älterer beleuchtete Prof. Kurt Witterstätter, Speyer, am Beispiel des Evangelischen Seniorenwerks ESW. Zuvor analysierte er das Thema Tradition und Moderne anhand der beiden Modernisierungsschübe der Neuzeit: In der ersten Moderne hätten Maschinen dem Menschen geholfen, Lasten zu bewältigen. In der zweiten Moderne mit der Herrschaft von Maschinen über Maschinen drohe eine Mega-Maschinerie das Leben aus den Fugen zu werfen und den Menschen zur Marionette zu degradieren. Hier helfen Religion und Moralphilosophie mit gerechterer Reichumsverteilung und Partizipation, wobei Ehrenamt, Bundesfreiwilligendienst und die BAGSO-Seniorenorganisationen genannt wurden (siehe auch den Beitrag „Die hilfreiche Arche Noah“).

Die hilfreiche Arche Noah Tradition und Moderne im Evangeliumsrundfunk ERF von em. Professor Kurt Witterstätter, Speyer

Mit dem Thema „Tradition und Moderne“ beschäftigte sich die jüngste, vom ESW im Evangeliumsrundfunk ERF gestaltete Sendung „Hier werde ich gebraucht“ (siehe auch unseren Beitrag „Die Schätze verwandeln“ in diesem Heft). ESW-Schriftleiter Kurt Witterstätter kam dabei mit dem folgende Manuskript zu Wort.

Ist die Arche Noahs, die die Sintflut überstand, nur eine fromme Legende? Wir können mit unseren heutigen Möglichkeiten, die Welt zu beherrschen, kaum glauben, dass unsere Erde einst unterzugehen drohte.

Wie haben wir's doch herrlich weit gebracht: Der Wohlstand erscheint grenzenlos, wenn die Reichtümer auch ungerecht verteilt sind. Wir haben die meisten Seuchen im Griff. Vor Regen und Kälte sind wir in unseren entwickelten Zivilisationen geschützt. Unterhaltung und Zerstreuung sind grenzenlos. Jede Erkenntnis und alle Fantasieprodukte sind im Nu elektronisch abrufbar und verfügbar. Wissenschaften vernetzen sich und begründen neue Disziplinen wie Molekularbiologie, Neurochemie, Technikökonomie und Psychoökologie. Wir sitzen wie der Alchimist in einer datenvernetzten Zauberküche. Dringen immer tiefer in alles ein und scheinen Herr der Dinge zu sein.

Das alles verdanken wir zwei gedanklichen Sprüngen, die unsere tradierte Welt veränderten. In der ersten Moderne schickte sich der Mensch an, die ihn umgebende Welt zu beherrschen. Theologische Fesseln der Selbstvergewisserung wurden mit der Säkularisierung abgeworfen. Nach dem Primat der Theologie folgten die Herrschaften der Naturwissenschaften, der Politideologien und der Ökonomie. Alte Bindungen wur-

den abgeworfen. Der befreite Mensch der Moderne fiel aber in die Orientierungslosigkeit. Alles war möglich, nichts mehr war beständig. Vor der technisch möglichen Vernichtung des Erdballs mittels Nuklearwaffen bewahrten uns zähe politische Entspannungsschritte Einsichtiger. Sie waren nicht selten aus Jesu Aufruf zur Feindesliebe in der Bergpredigt motiviert.

Dennoch kamen wir nicht ins irdische Paradies. In der zweiten Moderne verselbständigen sich die geschaffenen ökonomischen, industriellen, infrastrukturellen und informationstechnologischen Errungenschaften. Wie Marionetten hängen wir an technischen und medialen Megamachines. Sie beherrschen uns wie ein großer Bruder.

Aus dem Alchimisten, der in seiner Laborküche experimentierte und allenfalls einen begrenzten Explosionsknall auslösen konnte, ist der Zauberlehrling geworden, dem alles über den Kopf wächst. Nach den Zuschauern, die in dieser techno-ökonomischen Globalisierungswelt nicht als Akteure mithandeln, fragt keiner. Und selbst die Handelnden selbst wissen oft nicht mehr, was sie tun. Wie ein steuerloses Raumschiff treiben nur noch von ihren eigenen elektronischen Daten gefütterte Maschinen umher. Ausgang ungewiss.

Wir müssen aber die Negativfolgen solcher Unsteuerbarkeit ertragen. Antibiotika-Resistenz führt zu Dauerinfekten. Medien-Brutalität zeitigt Alltags-Gewalt. Der Klimawandel erbringt nicht beherrschbare Naturkatastrophen. Dass wir wieder einmal eine Arche Noah brauchen, ist gar nicht so unwahrscheinlich. Die Niederländer errichten bereits bewegliche Gebäude, die mit steigendem Meereswasser-Spiegel an Gestängen vertikal in die Höhe gleiten können.

Durch die globale ökonomische Vernetzung überschwemmen zahlenmäßig unvorstellbar dimensionierte Geldmachtapparate ganze Volkswirtschaften. Auch hier verlieren die Finanzhändler als die berufenen Akteure durch den sich

selbst steuernden Computerhandel die Kontrolle. Das Monopoly wird ohne Regisseure gespielt. Noch widersteht unser Land mit Belegschaften aus Hungerlöhnern und Heuer-und-Feuer-Kräften in seiner Realökonomie der Überflutung durch die Ströme der Finanzwirtschaft. Wie lange das hält, weiß keiner. Zumal sich die Finanzwirtschaft selbst gegen Regulierungen wehrt.



Am Berg Ararat in der Türkei soll einst die Arche Noah angelandet sein Bild ESW-Archiv (Martin Hussong)

Religion und Moralphilosophie weisen auch hier Wege. Die Spreizung zwischen reich und arm ist zu verringern. Das Gebot der Nächstenliebe ruft danach. Die Erde kann ihre sieben Milliarden Bewohner ernähren. Es ist genug für alle da. Es muss nur halbwegs gerecht verteilt werden. Neben der Bekämpfung des Hungers würden dann auch spekulativ ins Unglück treibende Finanzströme abgeschwächt. Nach dem Differenzprinzip des amerikanischen Sozialphilosophen John Rawls sind die Zuwächse bei den Reichen nur dann zu rechtfertigen, wenn sie am stärksten den am wenigsten Begünstigten zugute kommen.

Übertönt wenigstens die Kunst noch das garstige Lied von schiefelastiger Ökonomie und technischen und ökologischen Katastrophen? Auch hier erleben wir nach einer ersten Moderne mit esoterischen Kennerzirkeln über abstrakten, surrealen, dadaistischen und atonalen Schöpfungen eine zweite Moderne. Sie arbeitet wieder ver-

ständlicher mit Zitat-Technik, Collagen, dem Einbau von Alltagselementen, Minimalismus und Rückkehr zur Tonalität. Auch in solchem Methodenpluralismus ist alles möglich und erlaubt bis zum Trivialen und Geschmacklosen. Wobei sich über Geschmack trefflich streiten lässt.

Dem Kunstliebhaber stehen viele Optionen offen. Zumal dem älteren Kunstkonsumenten, der seinen Horizont in Theatern, Büchereien, Ausstellungshallen und Musiktempeln erweitern möchte. Wer finanziell einigermaßen abgesichert ist, dem bieten sich viele Erlebnisse. Ein Sechstel der Altenpopulation lebt aber bereits in Armut. Tendenz leider steigend.

Die Altenbevölkerung kann sich sogar in Maßen gesellschaftsgestaltend einbringen. Und sie tut dies auch zu nennenswerten Anteilen je nach persönlichen Präferenzen, gesundheitlichen Möglichkeiten und Motivationsanschüben. Der neue Bundesfreiwilligendienst ist sogar auch bei den Älteren auf ein unerwartet positives Echo gestoßen.

Denn die alten Menschen sind bei ihren Aktivitäten nicht mehr durch Arbeitgeber oder Dienstherren sanktionierbar. Altersdiskriminierungen können sie mit Koalitionären abwehren. So stehen den alten Menschen von heute auch durch die Befreiungsschübe der Moderne mannigfache Betätigungsmöglichkeiten offen von der Kirchengemeinde über die traditionellen Wohlfahrtsverbände bis zu politischen Verbänden und anderen Non-Profit-Organisationen wie Greenpeace, Amnesty International, Attac, Occupy, Fair Trade und Transparency.

Gott heilt, ja mehr noch, er hält mein Herz umfängen, damit es nicht Schaden nimmt, zerbrechen kann.

Carmen Jäger

Für Sie gelesen...

...von Hans Steinacker

Die Entdeckung eines Unternehmers
Ein ungewöhnlicher Autor greift zur Feder. Dr. Kim Tan aus Malaysia gehört zu den reichsten Einwohnern Großbritanniens. Der Unternehmer ist als promovierter Biochemiker Vorstand einer expandierenden Investmentgesellschaft und leitet Firmen in Ostasien, Großbritannien, Südafrika und den USA. Aber noch mehr: Er ist Mitgründer einer Beteiligungsgesellschaft, die Menschen unterstützt, die sich selbständig machen wollen, um ihre ausweglose Armut zu überwinden. In seinem Buch teilt Tan seine Entdeckungen bei der Bibellektüre mit. So stößt er unsere Nase auf die Texte vom alttestamentlichen Erlassjahr und nervt uns mit der Frage, was Gottes Wort mit Gerechtigkeit zu tun hat. Wenn man will, eine ungemütliche Bibelstudie für saturierte Christen. Geht es doch bei solcher Lektüre weniger um die Befriedigung religiöser Bedürfnisse und Munitionierung gemeindlicher Lehrmeinungen, sondern um die Vision Gottes von einer gerechten Welt und sein Mitleiden mit den Armen und Ausgestoßenen. Menschliche Beziehungspflege anstelle elektronisch bewachter Wohnanlagen, Brot für alle statt Überfluss für wenige. Ein ungewöhnliches Buch, das – wie sollte es auch anders sein – den Leser mit dem Segensgruß „Schalom“ entlässt. – Kim Tan. Das Erlassjahr-Evangelium-. Ein Unternehmer entdeckt Gottes Gerechtigkeit. 192 Seiten. Gebunden. Format 13,5 x 21. 14,90 Euro. Neufeld

Wie Reisen bilden kann

Den Leipziger Professor für englische Literatur, Übersetzer und Dorfschreiber von Siebenbürgen treibt es immer wieder in alle Welt. Er verzichtet auf den üblichen Rollenkoffer und meidet die genormten Touristenpfade, denn er traut mehr seinem selbst gepackten Rucksack und seiner Spürnase, um zu beobachten und dabei Im-

pressionen aus eigenem Erleben einzufangen. Was er dem von Reiselust geplagten Leser nun gebündelt und mit leichtem Humor vorlegt, ist eine kleine inspirierende Philosophie über Nähe und Ferne, die auch Reiseerfahrungen anderer (u. a. Josef Conrad) zum Thema hat. Schenkels Reiserausch, wenn man so sagen will, schließt die Wanderschuhe gleichsam ein wie das Fahrrad, wenn er die Soester Börde seiner westfälischen Heimat erkundet und uns teilhaben lässt an Fußspuren nach Polen, Kasan, Lissabon, Taiwan, Südindien, in die Ukraine und zum Walden Pond nach Massachusetts. Er entdeckt eimerweise Drachen in Nordwales sowie das uns gedanklich so ferne liegende Transsilvanien ohne Dracula. Das Reisen nicht das Bilanzieren von Km-Strecken bedeutet, mag die Muschelsuche mit dem Hund auf dem Jakobsweg von Leipzig nach Erfurt bezeugen. Warum in die Ferne schweifen? Dichte fotografische Reiseimpressionen von Hans U. Alder erweitern die Schilderungen mit einer eigenen Atmosphäre. – Elmar Schenkel. Vom Rausch der Reise. Mit Fotos. 296 Seiten. Broschur mit Innenklappen. Fotos, 13,5 x 21 cm. 19,90 Euro. Futurum

„Winnetou ist Christ!“

Wir sind mitten im Karl May-Jahr. Somit für alle Winnetou-Freunde – wer ist oder war das nicht? – höchste Zeit, eine unterhaltsame Zeitreise in die eigene Lesevergangenheit zu unternehmen. Ein engagiertes Mitglied der Karl May-Gesellschaft und auch ehrenamtlicher Prediger einer Gemeinde geht den verwinkelten Spuren des großen Erfolgautors im 19. Jahrhundert nach. Der Longsellerautor war nicht nur ein bekennender Christ, sondern auch als sogenannter Kleinkrimineller ein Hochstapler, Gefängnisinsasse und Rückfalltäter. Welche Gegensätze! Der in der Schillerstadt Marbach lebende Autor schildert mit Herzblut den gewaltigen Spagat mit diesen dunklen Seiten des phantasievollen Vielschreibers, zu denen auch seine wiederholten Behauptungen gehören, die verfassten Abenteuer selbst erlebt zu haben. Das kompakte, unterhaltsame Buch ist engagiert geschrieben und vermittelt einen lebendigen Zugang zu dem berühmten

Winnetou-Autor und wie dieser es bei allem Hin und Her in seiner bewegten Vita mit dem christlichen Glauben hielt. – Rainer Buck. Karl May. Der Winnetou-Autor und der christliche Glaube. Mit einem Vorwort von Jens Böttcher. Gebunden, 12 x 18,8 cm, zahlreiche Abbildungen, 190 Seiten, 14,95 Euro. Brendow. Ebenfalls bei Brendow: Old Cursing Dry. Hörspiel-CD nach einem bislang kaum bekannten Abenteuer von Winnetou und Old Shatterhand, bearbeitet von Reiner Buck. 60 Minuten. 14,95 Euro.

...von Kurt Witterstätter

Zerfurchte Gesichter

Wenn man so alt wird, hat man keine Last mit Anti-Aging mehr. Da braucht es keine Maske, kein Face-Lifting und keine Gesichts-Glättungscremes mehr. Diesen Eindruck bekommt man, wenn man die zerfurchten Porträt-Fotos von Andreas Labes von hundert Hundertjährigen, im Jahre 1905 Geborenen in dem eindrucksvollen Bild-Text-Band „100 Jahre leben. Porträts und Einsichten“ betrachtet, den die Deutsche Verlagsanstalt heraus gebracht hat. Gelebtes Leben



spiegelt sich in diesen erfüllten, aussagekräftigen Schwarz-Weiß-Fotos des Fotografen Labes. Aus der Mitarbeiterschaft des Kieler Molekularbiologen und Biogerontologen Prof. Dr. Stefan Schreiber sind nicht nur die Lebensläufe der hundert Fotografierten skizziert, sondern auch wissenschaftliche Einsichten zu den Ursachen für Langlebigkeit erörtert. Einige der porträtierten Menschen sind seit mehr als 70 Jahren verheiratet oder 70 Jahre lang verheiratet gewesen. Krieg und Nachkrieg prägten viele Lebensläufe. Wie den einer Krankenschwester, die ihren Beruf nach den psychisch belastenden Lazaretteinsätzen aufgab und eine Lottoannahmestelle betrieb. Flucht, Vertreibung, Ausbombung und Verwundung haben viele erlitten, ihren Lebensmut darüber aber nicht verloren. Sie berichten vom Zueinanderstehen, vom inneren Frieden und von ihrem Glauben. Das erfüllte ihr langes Leben. Andreas Labes/Stefan Schreiber: 100 Jahre Leben. Porträts und Einsichten. Mit 168 Abbildungen. München: DVA 2010. 184 Seiten. ISBN 978-3-421-04469-3. 29,95 Euro

Ein Schelmenroman

Seinen hundertsten Geburtstag will sich Heimbewohner Allan Karlsson nicht mit großem Tamtam feiern lassen. Er klettert aus seinem ebenerdigen Fenster und macht sich aus dem Staub. Was dann folgt, ist eine amüsante Rückblende in ein abenteuerliches Leben. Der Schwede Jonas Jonasson verbindet das Durchbrennen seines Romanhelden Allan mit 50 Millionen mafiöser Schwedenkronen im Rückblick mit dessen Karriere als praktischem Atombomben-Erfinder und seinen Begegnungen mit Mao, Stalin, de Gaulle sowie den amerikanischen Präsidenten Truman, Johnson und Nixon. Man gerät mit Siebenmeilen-Stiefeln durch die Zeitgeschichte des 20. Jahrhunderts. Dabei ist die aktuelle Flucht des Jubilaren Allan mit seinen skurrilen Freundinnen und Freunden, zu denen sogar Elefantia Sonja zählt, kriminalistisch so spannend, dass man den gut 400seitigen Schelmenroman kaum weglegen mag. Der Romanbestseller ist inzwischen in viele Sprachen übersetzt worden. Jonas Jonasson: Der Hundertjährige der aus



dem Fenster stieg und verschwand. Kriminalroman aus dem Schwedischen von Wibke Kuhn. München 2011: Carl's Books. 415 Seiten. ISBN 978-3-570-58501-6. 14,99 Euro

Wohin mit den alten Junkies?

Nicht nur Alkoholiker, auch Drogenabhängige altern. Bleiben unter substituierendem Drogensersatz wie Methadon weiterhin abhängig. Sie altern kräftemäßig früher als abstinenten Menschen. In einem gut 400seitigen Sammelband beschäftigt sich die Frankfurter Sozialarbeits-Professorin Irmgard Vogt mit den Hilfen für die „Alt-Junkies“. Zwischen den wenig förderlichen Lösungen der privaten Verwahrlosung in der kumulierten Problemlage aus Infektion, Verarmung, Kriminalität, Depression, Angst und Demenz einerseits und

einer Deplatzierung in Altenpflegeheimen auf der anderen Seite deutet sich in mehreren Großstädten das therapeutisch unterstützte Wohnen in Wohngemeinschaften oder Betreutem Wohnen an. Rechtlich komplexe Modelle (Kranken-/Pflegekasse, Sozialamt, Arbeitsamt, Gerichtsbetreuung) schildert der im Fachhochschulverlag Frankfurt erschienene Band „Auch Süchtige altern“.

Irmgard Vogt: Auch Süchtige altern. Probleme und Versorgung älterer Drogenabhängiger. Frankfurt: Fachhochschulverlag 2011. 413 Seiten. ISBN 978-3-940087-81-2. 25,-- Euro

Die Klagen hören

Alter ist bei Arthrosen, Infekten und Krebs mit Schmerzen verbunden. Soweit die Patienten unter Demenz leiden, können sie ihren Schmerz nur erschwert mitteilen. Unter dem Titel „Der vergessene Schmerz“ legen Rosmarie Maier und Petra Mayer bei Reinhardt Hilfen zur Schmerzerkennung und Schmerztherapie vor. Viele typografisch gut heraus gehobene Beispiels-Schilderungen zeigen die Praxisnähe. Außerdem ist das Buch mit dem Hinweis auf körperlich, psychosozial und spirituell verursachte Schmerzen breit angelegt. Ausführlich werden die wissenschaftlichen Methoden referiert, den Schmerzzustand von Demenzen zu eruieren. Denn Schmerzindikatoren können lautsprachlich sein (Schreien, Laute), vegetativ (erhöhte Atmung und Schweiß), mimisch (Grimassieren) und verhaltensauffällig (Meidung, Ängste). Unter den Mitteln der Schmerzbekämpfung werden medikamentöse (Neuroleptika, Analgetika) und nichtmedikamentöse Therapien benannt (Bäder, Einreibungen, Wickel, Kompressionen, Basale Stimulation). Bei letzteren werden auch sinnstiftende und darum beruhigende spirituelle und religiöse Angebote reflektiert (Beten, Lieder, in Hauskapelle setzen). Rosmarie Maier/Petra Mayer: Der vergessene Schmerz. Schmerzmanagement und -pflege bei Demenz. München und Basel: Ernst Reinhardt 2012. 170 Seiten. ISBN 978-3-497-02278-6. 24,90 Euro

Mentor werden Generationen-Heft des methodistischen Bildungs- werks

Mit Geschichten, Anspielen und Zeichnungen ruft das praxisnahe, 78seitige Bildungsheft des Bildungswerks der evangelisch-methodistischen Kirche dazu auf, sich in die Angehörigen einer anderen Generation hinein zu finden. Die mit Gemeindegliedern verschiedener Generationen gut praktizierbaren Arbeitshilfen leisten einen hervorragenden Beitrag zum harmonischen und verständnisvollen Miteinander der Generationen.

Die Vorschläge gehen in der Veranstaltungstypologie von punktuellen Ereignissen wie Gottesdiensten, Andachten und Festnachmittagen über themenorientierte Kurse bis zu Aktionstagen, Workshops und mehrtägigen Freizeiten. Hilfreich sind vor allem die methodischen Tipps. Eindrucksvoll ist etwa die Geschichte mit dem Jungen und dem alten Herrn, die beide mit subjektiv guten Gründen im vollbesetzten Omnibus auf den letzten freien Sitzplatz reflektieren. Rege Diskussionen versprechen auch die Betrachtungen von Lebens-Knackpunkten wie Kindsein, Berufswahl, Heirat, Frauenrolle und Medienfunktion einst und heute.

Viele der die Beteiligten integrierenden Vorschläge dieser Arbeitshilfen wirken auch über den Tag hinaus. So die Aktion „Wir haben Zeit“, der Kontakt Jugendkreis-Seniorenheim, die Mentoren-Rolle einflussreicher Älterer für Jugendliche oder die Laternenaktion „Von Haus zu Haus“.

Geistliche Großeltern

Pastorin Ulrike Burkhardt-Kibitzki aus dem Rems-Murr-Kreis schreibt zur Rolle der Senioren-Mentoren in den Arbeitshilfen „Generationen verbinden“:

„Immer mehr Ältere werden keine Großeltern

mehr, weil ihre Kinder sich gegen Kinder entscheiden oder aber ungewollt kinderlos bleiben. Das ist für viele Ältere ein großer Schmerz. Es ist wichtig, sich bewusst mit diesem Schmerz auseinanderzusetzen und dann diesen Wunsch loszulassen. Das kann ein langer und belastender Prozess sein. Wer sich versöhnt hat mit der Lücke in seinem Lebenslauf, kann sich vielleicht auf eine „geistliche Großelternschaft“ einlassen. Manchmal können Ältere mit Jugendlichen in der Gemeinde richtig gut auskommen und zu einer Form von geistlichem Mentor werden. Jugendliche suchen Vorbilder. In der Elterngeneration werden sie selten fündig. Aber die großelterliche Generation mit ihrem ganzen Erfahrungsschatz und ihrer (Über-)Lebensleistung auch in schweren Zeiten kann Jugendlichen in ihren notwendigen Entwicklungsaufgaben helfen und Orientierung geben. Ältere können auch zu geistlichen Großeltern werden, indem sie intensiv für junge Menschen beten. Das ist ein Dienst, der nicht zu unterschätzen ist und durchaus auch kommuniziert werden darf. Jugendliche bewegt es, wenn sie hören, dass Menschen für sie beten, die gar nicht mit ihnen verwandt sind.

Geistliche Großeltern kann man auch werden für Kinder und Jugendliche, die keine Verbindung zur Gemeinde haben, aber vielleicht in der Nachbarschaft wohnen oder das Hobby im Verein teilen. Zugegeben, die Lebenswelten von Kindern und vor allem von Jugendlichen berühren sich nicht besonders häufig mit denen von Älteren. Aber es ist nicht ausgeschlossen, sich näherzukommen, zum Beispiel bei der gemeinsamen Vorbereitung eines Stadtfestes oder eines Sportwettbewerbs. Vielleicht hilft auch die Umkehrung. Jugendliche helfen Älteren mit ihren PC-Kenntnissen, eines der Gebiete, wo sich die Generationen durchaus etwas zu sagen haben. Ausgeschlossen ist auch nicht, Ältere und Jüngere gemeinsam bei einem Konzert einer schon seit Jahrzehnten bis heute immer noch erfolgreichen Rockgruppe anzutreffen. Geistliche Großeltern können die Älteren werden, die geistig und geistlich offen sind. Das dürfte die größte Herausforderung sein: Sich positiv mit den Lebenswelten der Jugendlichen zu beschäftigen,

lernbereit zu sein, wertschätzend und nicht besserwisserisch. Und auch nicht neiderfüllt, weil die Jungen noch ihr Leben vor sich haben. Gott beruft auch noch jenseits des Erwerbslebens. Er schaut nicht auf das Alter, sondern auf die Begabung. Und er befähigt, wenn Ältere einwilligen, zu einer Offenheit für aufregende neue Begegnungen auf der Höhe der Zeit.“



Wichtige Gottesfrage Schrift der Baptistenge- meinde Lahr

Die Baptistengemeinde Lahr weist auf ihre Evangelisationsschrift „Glücklich sind“ hin, die mittlerweile in mehrere Sprachen übersetzt wurde. Die Glaubensschrift hat nach Meinung des Generalsekretärs der Deutschen Evangelischen Allianz, Hartmut Steeb, „die Botschaft der Bibel auf den Punkt gebracht, kurz, aber nicht zu kurz“. ZDF-Korrespondent Peter Hahne teilt zur Schrift „Glücklich sind“ folgendes mit: „Ein überzeugender Leitfaden zu einem neuen Leben, eine Wanderkarte zum großen Glück. Ideal zum Weitergeben an Suchende und Zweifelnde. Hier findet die Sehnsuchtsfrage nach dem verlorenen Paradies eine Antwort“.

Die Mitautorin der Schrift, Petra Schaadt, gibt unter dem Motto „Wen Gott glücklich nennt“ zu ihrem Abriss über das Wesen des christlichen Glaubens folgendes kund: „Vergeblich ist die Mühe eines jeden Menschen, das sinnerfüllte Leben zu erreichen. Vergeblich alle Religiosität und alle guten Werke, um mit Gott in Verbindung zu treten. Vergeblich alle Gottsuche in der Natur und Philosophie. Der Weg zu Gott ist hoffnungslos verbaut. Und der Mensch spürt das. Deswegen hat er keinen Frieden. Bewusst oder unbewusst begibt sich der Mensch auf die Suche nach Gott. Die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies quält ihn. Mit aufopfernder Energie und unermüdlicher Anstrengung versucht er, die Trennung zwischen sich und Gott irgendwie zu überwinden. Der Mensch trägt die Spuren der Schöpferhand Gottes. Zu ihm hin ist er erschaffen. Nicht Selbstfindung und Selbstzweck sind sein Lebensziel. Der Sinn des Daseins liegt allein in Gott. Wer nach dem Sinn des Lebens fragt, kommt an der Gottesfrage nicht vorbei. Er wird sie stellen. Irgendwann. Gott hat die Ewigkeit in das Herz des Menschen gelegt, Prediger 3, 11“.

Glaubensschrift „Glücklich sind“. 40 Seiten. 8. Auflage. Brunnen-Verlag Basel 2011. ISBN 978-3-942632-01-0. Staffelpreise. Zu beziehen über IC-Medienhaus, Max-Eyth-Straße 41, 71088 Holzgerlingen, Tel. 07031.7414177; Mail bestellen@scm-shop.de



Auch leise Töne helfen Diakonie und Caritas legen Kirchenlieder zum Mitsingen vor

„In unseren Kirchen und wohl auch in den Altenpflegeheimen wird zu wenig gesungen“, schreibt Diakonie-Präsident Johannes Stockmeier eingangs der von seinem Verband (Diakonisches Werk Württemberg) und der Caritas (Diözesan-

verband Köln) im Carus-Verlag herausgegebenen Arbeitshilfen „Singen kennt kein Alter. Eine Initiative zur Förderung des Singens mit alten Menschen“. Die Ansicht, dass wieder mehr gesungen werden müsse, teilen auch viele Praktiker der Altenhilfe. Nur kennen viele in den Alteneinrichtungen professionell wie ehrenamtlich Tätige die kirchlichen Lieder, die den Heimbewohnern noch geläufig sind, nicht mehr.

Dem will die Diakonie-Caritas-Initiative mit vier Arbeitshilfen unter dem Motto „Aus meines Herzens Grunde“ aufhelfen: Einem Liederbuch mit 94 alten Kirchenliedern beider Konfessionen in Großdruck, einer Luxus-Edition dieser Lieder mit CD-Aufnahmen durch qualifizierte Interpreten, einer instrumentalen Begleit-CD zum Mitsingen



mit Orgel- und Klavierbegleitung der Melodien der 94 Lieder sowie einem Klavierband mit den einfach gehaltenen Klaviersätzen zum Begleiten am Piano. Ausgewählt wurden bewusst Lieder, wie sie alte Menschen von früher her noch kennen. Dabei waltete im Nebeneinander von Marienliedern und Reformationsliedgut durchaus ein freundschaftlicher ökumenischer Geist.

Man spürt bei dieser fundiert herausgegebenen Singe-Hilfe schnell, dass hier die Musikgeragogik Pate gestanden hat. Ihr geht es um die spezielle Aufbereitung musikalischer Äußerungsformen für alte Menschen. Gerade bei Dementen, die mehr als die Hälfte der Heimbewohner ausmachen, kann bei ihren kognitiven Verlusten, aber noch

vorhandenen emotionalen Kräften, die musikalische Äußerung wie das Singen noch ein Heraustreten aus der Teilnahmslosigkeit bewirken. Das gilt sogar, wenn die Beteiligten die Lieder gar nicht zur Gänze singen, sondern lediglich einzelne Silben oder Worte mitsummen, mitsprechen oder sich im Rhythmus mitwiegen. Wenn Sprache längst nicht mehr mit der Umgebung verbindet, kann emotional über Gesang und Klang kommuniziert werden.

Leider beherrschen viele in der Altenpflege Tätige heute nicht mehr das aktive Singen und/oder Musizieren. Dagegen sind bei sehr vielen alten Menschen gerade noch viele (Kirchen-)Lieder zumindest latent vorhanden. Diesen Schatz gilt es zu heben, denn er kann gerade für Demente identitätsstiftend und die Persönlichkeit fördernd wirken. Auf Perfektion kommt es den Autoren und Autorinnen der Musizierhilfen „Aus meines Herzens Grunde“ nicht an: Das Mitun der Heimbewohner, wie leise und brüchig auch immer, ist das Entscheidende. Aggressionen sind damit abbaubar, Zufriedenheit und Sicherheit nehmen zu.

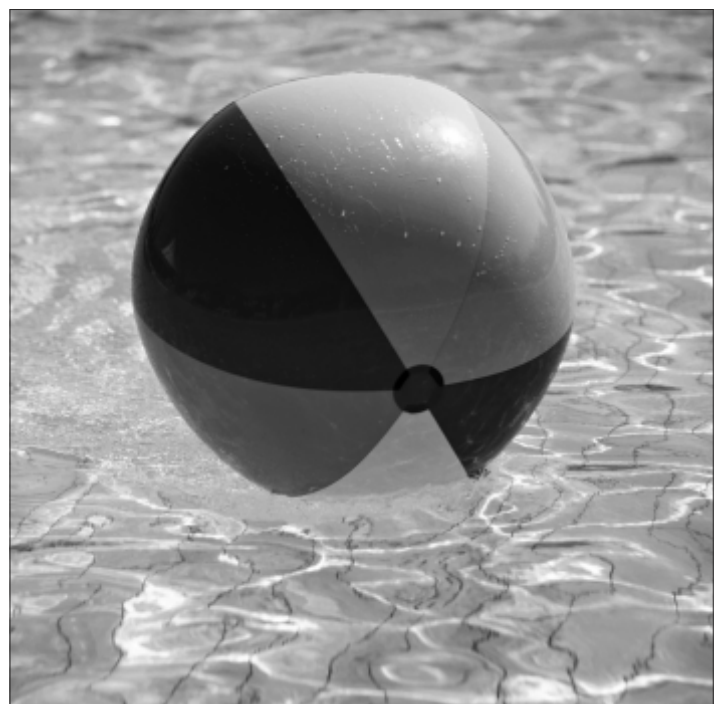
Information

Aus meines Herzens Grunde. 94 Kirchenlieder beider Konfessionen zum Mitsingen. Liederbuch, CD-Interpretation, Begleit-CD zum Mitsingen, Klaviersatz (auch einzeln erhältlich). Carus-Verlag, Sielminger Straße 51, 70771 Leinfelden-Echterdingen, Tel. 0711.797330217. ISBN 978-3-89948-166-2.



Im Urlaub....

... bin ich herausgehoben aus dem schnellen Takt der Zeit. Es gibt keinen Stundenplan. Ich darf ins Blaue leben, Kräfte kehren langsam zurück. Was sonst an den Rand gedrängt wird, hat Raum. Verschüttetes, Vergessenes taucht auf. Wichtiges und Unwichtiges sortiert sich auf neue Weise. Urlaub ist wie ein Aufräumen, ein Entrümpeln in mir, das mich aufatmen und klarer sehen lässt. Ein Himmels Geschenk.





ESW-Geschäftsstelle
Postfach 10 11 42
70010 Stuttgart

Telefon 0711-21 59-137
Fax 0711-21 59-550

**Antrag auf Einzel-Mitgliedschaft im
EVANGELISCHEN SENIORENWERK**

Bundesverband für Frauen und Männer im Ruhestand e.V.

Name / Titel _____

Vorname _____

Beruf _____

Geburtsdatum _____

Anschrift _____

Telefon _____

Fax _____

E-mail _____

Der Jahresbeitrag beträgt ab 01.01.2006

Einzelperson 30 €

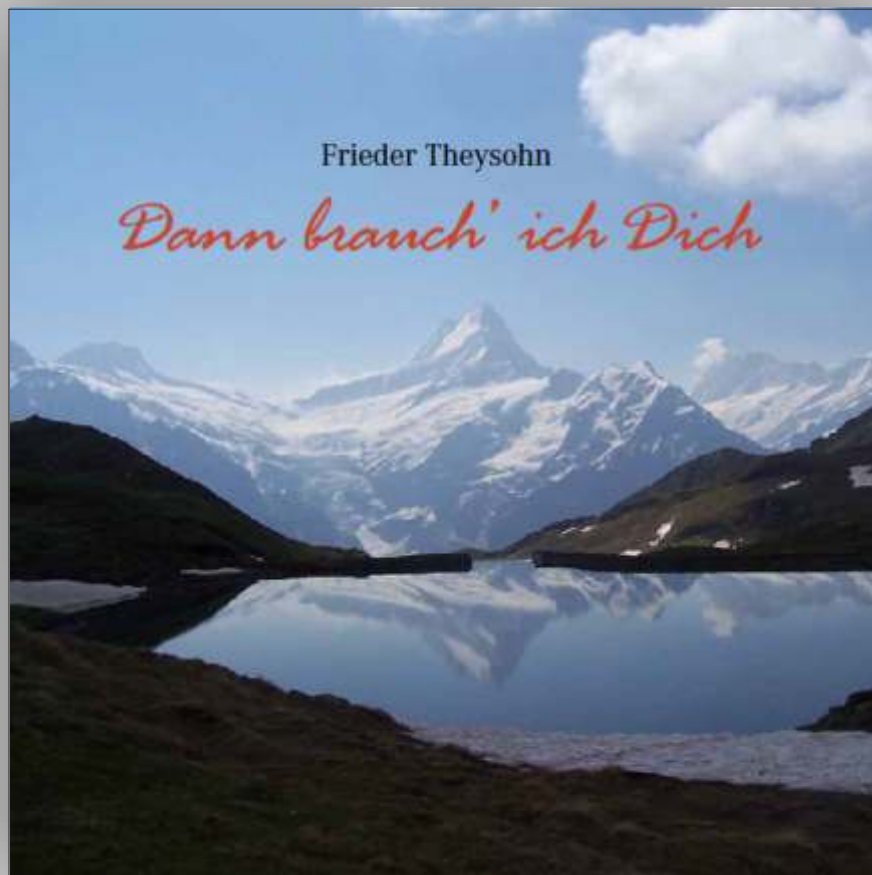
Ehepaar 35 €

(bitte Zutreffendes ankreuzen)

Ort, Datum

Unterschrift

- Dieser Antrag gilt für eine Person.
- Ehepartner, die ESW-Mitglieder werden wollen, bitte einen extra Antrag (Kopie der Vorlage) ausfüllen.
- Ehepartner und Freunde können als Gäste alle ESW-Angebote nutzen.
- Jedes Mitglied erhält einen Mitgliedsausweis sowie vierteljährlich den ESW-Informationsbrief und je nach Bedarf weitere Informationen.



Frieder Theysohn. Dann brauche ich Dich. Gedichte aus dem Krankenbett 2007. Evangelisches Seniorenwerk, Stuttgart 2011, 48 Seiten

Eine zweite Auflage erscheint im September im Verlag Evangelische Gemeindepresse Stuttgart

Drei Jahre nach seinem Tode sind wir so weit, einen Wunsch von Frieder Theysohn, zu erfüllen, Gedichte, die er während seiner letzten Krankenzzeit geschrieben hat, zusammen mit Fotos zu veröffentlichen. Frieder Theysohn hatte auch eine musische Seite. Er hat komponiert und Gedichte hat er auch schon früher veröffentlicht. In seinem Vorwort bringt Kirchenpräsident Schad auf den Punkt, aus welcher Quelle das gleichermaßen engagierte wie gewinnende und einnehmende Wesen von Frieder Theysohn entspringt: „Sich der harten Wirklichkeit des Todes zu stellen, aber ihr nicht den Sieg, nicht den Triumph des letzten Wortes zu gönnen, das hat das Leben von Frieder Theysohn geprägt.“ Seine Gedichte muten an wie so viele Transparente, durch die diese Überzeugung immer wieder durchscheint, auch wenn seine Freude an der Beobachtung und seine Lust sich auf Abenteuerreisen einzulassen unübersehbar ist.

Gegen eine Spende ist „Dann brauch ich Dich“ zu beziehen über die Geschäftsstelle des Evangelischen Seniorenwerkes e.V. Frau Anneliese Alber, Stafflenbergstr.76, 70184 Stuttgart; Postfach 101142, 70010 Stuttgart; esw@diakonie.de

Herausgeber:
EVANGELISCHES
SENIORENWERK -
Bundesverband für
Frauen und Männer im
Ruhestand e.V.

Vorsitz:
Klaus Meyer, Hamntorget 6,
S-23439 Lomma
e-Mail: Vorstand@eswb.de

Redaktion:
Prof. Kurt Witterstätter,
Alfred-Delp-Str. 1, 67346
Speyer -V.i.S.d.PR-
Tel.: 06232/3793, e-Mail:
Kurt.Witterstaetter@t-online.de

Layout und Satz:
Manfred Storck,
Virchowstr. 14, 67063
Ludwigshafen
Tel.: 0621/523754, Fax:
0621/62900160, e-Mail:
Manfred.Storck@t-online.de
oder
esw.pressebuero@gmx.de

Zuschriften, Druckvorlagen
und Fotos werden an die
Redaktion erbeten!

Redaktionsschluß für die
ESW-Info 4-2012 ist der
1. September 2012

Ständige Mitarbeiter:
Ingrid Bader, Ludwigshafen;
Druck: DW-Druckerei,
Filderstadt.

Versand:
ESW-Geschäftsstelle
Frau Anneliese Alber

Der ESW-Informationsbrief
erscheint vierteljährlich. Der
Bezugspreis wird durch den
Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Nachdruck gestattet, Beleg-
exemplare sind Pflicht.

Geschäftsstelle
Stafflenbergstraße 76
70184 Stuttgart
Postfach 10 11 42
70010 Stuttgart
Telefon: (07 11) 21 59 - 136 / 137
Telefax: (07 11) 21 59 - 550
esw@diakonie.de
www.evangelisches-seniorenwerk.de

Bankverbindung:
Evang. Kreditgenossenschaft Kassel (EKK)
Konto Nr. 2623, BLZ 520 604 10

